



universität
wien

Diplomarbeit

Der Mythos Bolívar

Eine philosophisch-historische Analyse

Verfasser

Robert Stingl

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im September 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 296

Studienrichtung lt. Studienblatt: Philosophie

Betreuer: Prof. DDr. Heinz Krumpel

Mein Dank gilt:

Prof. Heinz Krumpel

Prof. Rainer M. Köppl

*„Die mythenbildende Kraft der Volksphantasie hat sich zu allen
Zeiten in der Erfindung "großer Männer" bewährt.
Das schlagendste Beispiel dieser Art ist unstreitig
Simón Bolívar.“*

(Karl Marx)

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	8
Aufgabenstellung und Vorgehensweise	9
Quellen	11
Abgrenzung	12
Begriffsklärung	12
Simón Bolívar	14
Historischer Rahmen weltweit	14
Historischer Rahmen regional	15
Die ersten Jahre	16
Andrés Bello (1781-1865)	17
Simón Rodríguez (1769-1854)	18
Die erste Reise – Spanien (1799-1802)	19
Die zweite Reise – Frankreich (1803 – 1806)	22
Alexander von Humboldt (1769 – 1859)	23
Von Frankreich nach Italien	25
Der Schwur von Rom	26
Francisco de Miranda (1750-1816)	26
Der Beginn des Freiheitskampfes	29
Simón Bolívar und die Aufklärung	33
Aufklärung in Lateinamerika	33
Ursprung der Ideen	33
Einfluss Spaniens auf die Ideengeschichte Lateinamerikas	34
Ein Kontinent erwacht	36
Kritik an der lateinamerikanischen Aufklärung	38
Die Grenzen der europäischen Aufklärung	39
Simón Bolívar und die Aufklärung	41
Simón Bolívar und „Guerra a Muerte“	44
Radikale Ideen aus Europa	44
Die Struktur des organisierten Terrors	44
Legitimation und ethische Normen des Terrors	45
Der Vernichtungskrieg	48
Das Gesetz des Terrors	50
Jakobismus in Lateinamerika	54
Sozialer Krieg	56
Die Notwendigkeit der Einheit	58

<i>Simón Bolívar und „Manifesto Cartagena“</i>	62
Das Scheitern der ersten Republik	62
Gefangenschaft eines „tragischen Helden“	64
Manifesto Cartagena	67
Die Gründe des Scheiterns	67
Der bewaffnete Bürger	68
Föderalismus oder Zentralismus	68
Falsch verstandene Toleranz	70
Die Konsequenz	71
<i>Simón Bolívar und „La Carta de Jamaica“</i>	73
Das zweite Exil	73
Bolívars neuer Gegenspieler – General Morillo	76
„La Carta de Jamaica“	79
Das Band ist zerschnitten	81
Bolívars natürliche Gegner	84
Bolívars politisches Bekenntnis	85
<i>Simón Bolívar und „El Discurso de Angostura“</i>	88
Der Kongress in Angostura tritt zusammen	88
Aufhebung der Sklaverei	90
Die Rede von Angostura	94
Prolog	95
Notwendigkeit der Freiheit	97
Demokratie oder Monarchie?	99
Vom Geist der Gesetze	100
Bolivarianische Republik	102
Nationale Gesinnung	104
<i>Der Mythos Bolívar</i>	108
Simón Bolívars Konzept des Amerikaners	111
Simón Bolívars Konzept des Menschen	112
Simón Bolívars Konzept der Freiheit	113
Simón Bolívars Konzept der Gleichheit	113
Simón Bolívars Bedeutung in Lateinamerika	114
Ausblick	117
<i>Anhang</i>	120
Bibliographie	120
Summary (english)	124
Resumen (español)	126
Lebenslauf	129

Einleitung

Simón Bolívar führte die Völker Lateinamerikas in die Freiheit. Seine historische Bedeutung ist unbestritten. Ihn jedoch in den Mittelpunkt einer philosophischen Arbeit zu stellen, erscheint auf den ersten Blick gewagt. Die Unabhängigkeit Lateinamerikas bedeutete aber mehr als bloße Freiheit. Mit ihr wurden Nationen gegründet und Gesellschaften geformt. Simón Bolívar auf seine militärischen Fähigkeiten zu reduzieren, wird daher seiner Schlüsselrolle nicht gerecht: Er war auch Visionär und Vordenker eines freien Amerika.

Die Staatsgründer hatten das schwierige Erbe der Kolonialzeit zu bewältigen. Jahrhunderte der Abhängigkeit, Intoleranz, Kämpfe um Macht und Einfluss erschwerten den Prozess der Nationwerdung. Für das Verständnis der lateinamerikanischen Gegenwart sind die Zeit der Revolution von 1810-24 und die Denkweise ihrer Protagonisten ausschlaggebend.

Der lateinamerikanischen Revolution gingen der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg von 1775-83 und die französische Revolution von 1789 voraus. Unter dem Banner der Freiheit und Gleichheit veränderte sich die Welt grundlegend. Ideologisch vorangetrieben wurden die Revolutionen von der europäischen Aufklärung; jedoch stieß sie in Lateinamerika an ihre Grenzen. Zu verschieden waren die Voraussetzungen, als dass man Ideen und Strategien vollständig hätte übernehmen können. Den gravierendsten Unterschied zu Europa bildete die inhomogene Bevölkerungsstruktur. Europäer, Kreolen, afrikanische Sklaven, Indigene und ihre Mischformen lebten in einer Gesellschaft, die nicht nur durch Klassendenken, sondern auch durch Rassendiskriminierung geprägt war. Diese miteinander verschränkten Konflikte begleiteten den philosophischen Diskurs über Identität in Lateinamerika bis zur Gegenwart. Auch wenn der Kontinent der westlichen Hemisphäre zugerechnet wird, so sind seine kulturellen Wurzeln keineswegs eindeutig europäisch.

Bolívar führte zwar einen Freiheitskampf an, doch war er an die aristokratische Oberschicht gebunden, der er entstammte und die sich von der Unabhängigkeit einen ökonomischen Vorteil erhoffte. Er war gezwungen, Kompromisse einzugehen, um den jungen Staaten Stabilität und Kontinuität zu geben. Die Trennlinie zwischen Visionär und Machtpolitiker verschwimmt. Daher ist Bolívars historischer Stellenwert nach wie vor umstritten: für viele Idol und Freiheitsheld, für andere nur ein Diktator.

Bolívar ist gleichwohl noch heute in Politik und Gesellschaft präsent. In unzähligen Ortschaften stehen seine Statuen. Öffentliche Einrichtungen wie Schulen und Spitäler tragen seinen Namen. In Venezuela wird mit dem „Bolívar“ bezahlt, der Staat Bolivien ist nach ihm benannt.

Politisch vereinnahmten ihn sowohl die „Rechten“ als auch die „Linken“. Fast alle Diktatoren Lateinamerikas beriefen sich auf ihn und rechtfertigten ihre Vollmachten mit Verweis auf Bolívar. Es wäre aber zu einfach, ihm die Schuld an den bis heute andauernden Problemen zu geben, da er oft selber bei der Umsetzung seiner Ideen an den regionalen Machtinteressen scheiterte. Spätestens seit der „Bolivarianischen Revolution“ des venezolanischen Präsidenten Hugo Chávez, die ihren Ursprung im Werk Bolívars hat, rückte er wieder verstärkt in das europäische Interesse.

Umstritten ist, ob Bolívar auch ein Sozialreformer war oder nur die Interessen der Aristokraten vertrat. Das Ausbleiben einer Agrarreform und seine zweifelhafte Haltung zur Sklaverei nährten die Spekulation, dass er lediglich einen Austausch der herrschenden Klasse anstrebte. Auch trug er seinen Teil zu einer „historischen Gewöhnung an die Gewalt“¹ bei. Die Revolution wurde unter Bolívar zu einem der blutigsten Kapitel der südamerikanischen Geschichte.

Als historisches Phänomen ist Bolívar nicht vollständig fassbar, da viele Mythen sich um seine Person ranken. Schon die zeitgenössischen Quellen geben ein verzerrtes Bild von ihm. All diese Umstände lassen keine exakte Positionsbestimmung zu. Doch ist es unerlässlich, Bolívar und die Revolution in die Ideengeschichte Lateinamerikas einzuordnen, um die politischen und gesellschaftlichen Strukturen der Gegenwart zu verstehen.

Aufgabenstellung und Vorgehensweise

Durch Bolívars militärische Erfolge und den geschichtlichen Kontext besitzt er die Aufmerksamkeit der Historiker, nicht aber die der Philosophen. Je nach Epoche und politischer Ansicht nähern sie sich ihm mit mehr oder weniger kritischer Distanz. Jedoch stimmen sie im wesentlichen darin überein, dass Bolívar die europäische Aufklärung lediglich imitiert, im besten Fall ergänzt habe. Er sei „*kein Denker*“² gewesen. Das Urteil

¹ Zeuske, Michael: Kleine Geschichte Venezuelas; Verlag C.H.Beck; München 2007; Seite 49 ff

² Madariaga, Salvador de: Bolívar; übersetzt v. Helmut Lindemann; Hollis & Carter; London; Seite 40

lautet einhellig: „*Bolívar war kein Philosoph, sondern Täter.*“³ Daher versteht sich diese Arbeit als Beitrag zu der Aufgabe:

Die Ideen und Visionen Simón Bolívars und die Revolution von 1810-24 in die Ideengeschichte Lateinamerikas einzuordnen.

Dafür werden die speziellen Begebenheiten und Voraussetzungen des historischen Raumes Lateinamerikas berücksichtigt. Das zentrale Thema wird von weiteren Fragen begleitet, die in Richtung einer weitgehenden Eigenständigkeit der lateinamerikanischen Philosophie weisen. So gilt es abzuklären:

- Welche Ideen und Ideale wurden von der europäischen Philosophie übernommen oder verworfen? Wie wirkten sie sich auf den lateinamerikanischen Raum aus?
- Welche Ideen und historische Persönlichkeiten prägten das Denken Simón Bolívars?
- Welche Rolle spielt der Identitätsdiskurs für die Nationwerdung in Lateinamerika?
- Worin unterscheidet sich die Denkweise Bolívars von der europäischen Philosophie?

Zunächst werden der historische Raum und die Epoche eingegrenzt. Ergänzend zu einer kurzen Biographie Simón Bolívars werden Persönlichkeiten vorgestellt, die ihn begleiteten bzw. formten. Es wird untersucht welche Wirkung die europäische Aufklärung und ihre Ideale auf Lateinamerika und im Speziellen auf Simón Bolívar hatten. Welche Ideen wurden übernommen, welche wurden verworfen? Wie verhält es sich mit radikaleren Ideen aus Europa? Anhand von Bolívars Dekret „*Guerra a Muerte*“ wird versucht Parallelen zum europäischen Jakobismus herzustellen. Weiters wird die Entschlossenheit dargestellt, mit der Bolívar für Freiheit und Einheit kämpfte. Das Zentrum bilden aber die politischen Vorstellungen Bolívars, wie der lateinamerikanische Kontinent und die Gesellschaft zu formen seien. Hier stützt sich die Arbeit auf drei politische Dokumente Bolívars: „*Manifiesto Cartagena*“, „*La Carta de Jamaica*“ und „*El Discurso de Angostura*“.

³ Masur, Gerhard: Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas; Südverlag; Konstanz 1949; Seite 57

Eingeleitet werden die Kapitel mit einem kurzen Überblick der vorausgegangenen Ereignisse, die dem Leser ein besseres Verständnis für Raum und Zeit geben sollen.

Etwas ungewöhnlich für eine philosophische Arbeit, zeichnet sich der vorliegende Beitrag durch ausgeprägte historiographische und biographische Schwerpunkte aus. Zwei Entscheidungen führten zu diesem Ergebnis. Zum einen soll der Leser mit den historischen Vorgängen und Bedingungen vertraut gemacht werden. Zum anderen entstanden viele Ideen Bolívars unmittelbar aus den aktuellen Ereignissen. Um diese verstehen zu können, ist es notwendig den historischen Kontext ausführlicher darzustellen. Mit der Ausnahme des biographischen Kapitels über Bolívar heben sich die rein historischen Textpassagen vom übrigen Text deutlich ab. Das hat den Vorteil, dass der rein philosophisch interessierte Leser diese Passagen überspringen kann.

Quellen

Bolívars Werk ist umfangreich und umfasst viele Dekrete, Manifeste und politische Proklamationen. Bolívar publizierte sie fast ausschließlich auf Spanisch. Sie bilden die Primärquellen für diese Arbeit. Diese stehen auf der UNESCO-Liste des „Weldokumentenerbes“ und werden im Nationalarchiv in Caracas/Venezuela aufbewahrt. Leider liegen bis heute noch keine brauchbaren deutschen Übersetzungen vor. Daher wurden die vorhandenen Übersetzungen ergänzt und wo es notwendig erschien, wurde das Original neu übersetzt. Die hier angebotenen Übersetzungen erheben keinen Anspruch auf Perfektion, da sie nicht als Quellen gedient haben und nur als Verständnishilfen gedacht sind. Aus diesem Grund wurden, so weit es möglich war, die Originalstellen im Text auf Spanisch zitiert und in den Fußnoten auf Deutsch wiederholt.

Eine weitere wichtige Primärquelle liefert der Schriftverkehr Bolívars. Er war wohl der fleißigste Briefschreiber Lateinamerikas. Seine Briefe liegen weitgehend im Internet vor und wurden auf ihre Vollständigkeit und Richtigkeit hin überprüft. Leider sind die Quellen für seinen Briefverkehr nur sehr unregelmäßig erreichbar. Für die Überprüfung der Quellen sind in den Fußnoten Datum und Empfänger festgehalten. Aus ästhetischen Gründen werden aber die URL-Adressen in den Endnoten angegeben.

Die Biographien bilden den Kern der Sekundärliteratur. Da sie sich aber je nach politischer Ansicht unterscheiden, stützt sich der historiographische und der biographische

Teil auf drei verschiedene Werke: Gerhard Masur⁴, Salvador de Madariaga⁵ und John Lynch⁶. Lynchs Forschungen sind nicht nur die jüngsten, sondern nähern sich Bolívar auch am kritischsten. Diese Biographie ist für den historisch interessierten Leser die beste Quelle, um sich weiter in das Thema Bolívar zu vertiefen.

Abgrenzung

„Bolívar der Feldherr“ kann kein Bestandteil dieser Arbeit sein. Seine militärischen Leistungen werden daher ausgeklammert. Diese Arbeit widmet sich ausschließlich dem Denken Bolívars, das die Historiker als rein europäisch bezeichnen.

Die Arbeit deckt den Zeitraum zwischen Bolívars Geburt 1783 bis zum Kongress von Angostura 1819 ab, obwohl die Revolution bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht vollendet war. Mit dem Kongress wurde die Unabhängigkeitsbewegung stabilisiert, er stellte den entscheidenden Wendepunkt dar. Bis zum Kongress entwickelte Bolívar im wesentlichen sein politisches Programm, das sich später in den Verfassungen und Gesetzen niederschlug.

Auch wenn Bolívar durch seine Gesetzgebung die Gesellschaft maßgeblich beeinflusste, kann diese Arbeit keine Analyse der Auswirkungen geben. Seine Ideen wirkten lange in der Geschichte nach und bilden eine eigene Grundlage für eine zukünftige Untersuchung.

Obwohl die Arbeit historiographische und biographische Züge trägt, bleibt sie in ihrem Kern eine philosophische. Da aber die Grenzen zwischen der Philosophie und anderen wissenschaftlichen Disziplinen fließend sind, ist es unerlässlich, sich auch diesen Teilen zu widmen.

Begriffsklärung

Die Revolution von 1810-24 erfasste ganz Lateinamerika. Simón Bolívar kämpfte in Venezuela, Kolumbien, Ecuador, Peru und Panama für die Unabhängigkeit. Von Argentinien aus führte José de San Martín (1778-1850) die Revolution an. Er befreite die Länder Argentinien, Chile, Paraguay und Bolivien von den Spaniern. Beide bekamen dafür

⁴ Masur, Gerhard: Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas; Südverlag; Konstanz 1949

⁵ Madariaga, Salvador de: Bolívar; übersetzt v. Helmut Lindemann; Hollis & Carter; London

⁶ Lynch, John: Simón Bolívar A Life; Yale University Press; New Haven and London 2006

den Titel „Libertador“⁷ verliehen. Die Revolution wurde aber von vielen Vordenkern und Mitstreitern vorbereitet. Diese zeichnete man mit dem Titel „Precursor“⁸ aus.

Der historische Raum wird in dieser Arbeit mit Lateinamerika angegeben und umfasst ganz Südamerika und die Länder Mittelamerikas. Lateinamerika bezieht sich auf den spanischen und portugiesischen Sprachraum, da beide ihre Wurzeln im Romanischen haben. Brasilien hat aber nicht nur sprachlich, sondern auch politisch eine Sonderrolle. Die kontinentale Idee Bolívars, die Vereinigung aller Länder Lateinamerikas, umfasste aber ganz Süd- und Mittelamerika und die Karibik. Aus diesem Grund wird der historische Raum in der Arbeit mit Lateinamerika angegeben, obwohl dies nicht genau den geographischen und kulturellen Bestimmungen entspricht.

Die Länder und historischen Grenzen wurden zur Zeit Bolívars anders benannt. Neu Granada wurde durch die Revolution in Großkolumbien umbenannt. Es entsprach aber nicht den heutigen Grenzen Kolumbiens, da es eine Vereinigung zwischen Venezuela, Kolumbien, Ecuador und Panama war. Bolívar konnte mit dieser Vereinigung einen ersten Grundstein für seine kontinentale Lösung legen. Erst nach dem Zerfall bildeten sich die heute bekannten Teilstaaten.

Simón Bolívar entstammte einer der reichsten Familien Venezuelas. Da seine Familie schon über mehrere Generationen in Lateinamerika lebte, ist er ein Kreole. Als Kreolen bezeichnet man die durchwegs weiße Oberschicht, die ihre Wurzeln in Europa hat, aber schon auf dem neuen Kontinent geboren wurde. Meistens lebten sie wie Bolívars Familie über mehrere Generationen in den Kolonien und waren hierarchisch den Europäern erster Generation untergeordnet. Die spanische Krone misstraute den Kreolen, die sich große ökonomische Vorteile erarbeitet hatten, und entsandte deswegen Europäer in die wichtigsten Ämter. Dieser Umstand nährte die Unzufriedenheit, da den Kreolen dadurch jegliche politische Verantwortung genommen wurde.

Die größte Bevölkerungsschicht bildeten die Mulatten und Mestizen; Mischformen aus Indigenen, Afrikanern und Europäern. Auch wenn sie Zugang zu handwerklichen Berufen hatten, waren sie Angehörige einer rechtlosen Klasse. Die untersten Schichten bildeten die Sklaven und Indigenen.

⁷ Anm.: Befreier

⁸ Anm.: Vorbereiter

Simón Bolívar

Historischer Rahmen weltweit

Simón Bolívars Epoche gingen geschichtliche Ereignisse voraus, die nicht nur den historischen Boden der lateinamerikanischen Unabhängigkeitsbewegung veränderten, sondern die Welt als gesamtes beeinflusste. Der Rahmen dieser Arbeit würde gesprengt werden, wenn ich den Beginn mit der Entdeckung von 1492 festsetzte oder auf die frühen Einflüsse der präkolumbianischen Epoche beziehen würde. Tatsächlich ist die Ideengeschichte des Kontinents vielseitig und von unterschiedlichsten kulturellen Einflüssen.

Ideologisch ging der lateinamerikanischen Unabhängigkeitsbewegung eine Reihe von Revolutionen voraus. Die bürgerliche Klasse kämpfte für ihre Emanzipation und ihre persönlichen Freiheiten. So markierte die englische Revolution von 1642 einen ersten wichtigen Meilenstein für Lateinamerika. Ihr folgte die nordamerikanische, die in der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten 1783 mündete. Die größte und wichtigste von allen war die französische Revolution von 1789. Sie veränderte nicht nur Europa, sondern das Menschenbild am nachhaltigsten. Ihre ideologische Grundhaltung war: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Unter ihren Leitmotiven sollten noch viele Revolutionen folgen. Vorbereitet und eingeleitet wurde sie von Aufklärern, die dem Bürger seine natürlichen Rechte wiedergeben wollten. Diese richteten sich gegen absolutistische Herrschaftsformen. Ihr Erfolg lag darin, nicht einen neuen Menschen zu erschaffen, sondern seine natürlichen Rechte klar zu definieren. So stellte Rousseau den Anspruch an neue Gesetze: *„die Menschen werden genommen, wie sie sind, und die Gesetze, wie sie sein können.“*⁹

Die Zeit Bolívars ist von der Ära Napoleons gekennzeichnet. Dieser unterwarf durch sein militärisches Geschickes halb Europa und führte schließlich den Republikanismus durch seine Kaiserkrönung ad absurdum. Die darauf folgende Restauration Europas erleichterte das Streben nach politischer und gesellschaftlicher Veränderung in Lateinamerika allerdings nicht. Doch auch dort hatte sich der Wunsch nach Freiheit und Gleichheit schon längst verbreitet.

⁹ Rousseau, Jean-Jacques: Gesellschaftsvertrag; Reclam Verlag, Stuttgart 2003; Seite 5

In Lateinamerika zeigte aber die Revolution verschiedene Gesichter. 1791 begann der Aufstand der Sklaven auf Santo Domingo¹⁰. Unter dem Farbigen Toussaint Louverture gelang es, die französischen Kolonialherren zu vertreiben und den ersten „schwarzen“ Staat zu gründen. Es war die erfolgreichste Sklavenrevolution in der Geschichte. Sie verbreitete aber zugleich Angst und Schrecken. Der Aufstand entwickelte sich zu einer sozialen Revolution jakobinischen Zuschnitts. Wenn man hingegen auf dem Festland an Revolution dachte, dann beinhaltete dies nicht die Aufhebung der Klassen. Die Kreolen beanspruchten für sich die Herrschaft.

Historischer Rahmen regional

Simón Bolívar war Venezolaner. Der Reichtum Venezuelas entsprang der Plantagenwirtschaft, dem Minenwesen und dem Handel. Die höchste Bevölkerungsdichte hatten die Küstengebiete, während die Besiedelung landeinwärts immer spärlicher wurde. Die Venezolaner waren eine Ansammlung verschiedener Rassen, die sich nicht nur in der Hautfarbe, sondern auch in ihren kulturellen Wurzeln unterschieden. Zwischen 700.000¹¹ und einer Million Menschen bevölkerten die Küsten und das Steppenland. Neben den Indigenen arbeiteten ca. 60.000 Sklaven auf den Feldern und in den Häusern der Reichen. Die Wirtschaft wurde von freien Mestizen und Mulatten getragen, die dem Handwerk und der Herstellung von kolonialen Gütern nachgingen. Das kulturelle und ökonomische Leben wurde aber von den 200.000 Kreolen bestimmt. Sie bildeten die Elite.

Kulturell war Lateinamerika aber nicht von Europa isoliert. So erklang in den Häusern die Musik von Mozart und Haydn, auf der Universität wurden die Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften gelehrt.

Die wichtigsten politischen, militärischen und geistlichen Ämter waren aber fast ausschließlich den 12.000 Spaniern vorbehalten. Die Kolonialverwaltung war fest in ihrer Hand. Ihnen stand ein Generalkapitän vor, der von der spanischen Krone bestellt wurde. Im Zuge der Weltereignisse gerieten sowohl Spanier als auch Kreolen in den Einfluss der sozialen Spannungen. Die unteren Klassen beklagten sich über ihre ungerechte Behandlung. Die feudale Ordnung geriet ins Wanken.

Der Zeit der Revolution gingen Sklavenaufstände voraus. Auch in Venezuela begannen die Sklaven, sich gegen ihre Herren zu erheben. Verschwörungen gegen die spanische Obrigkeit, wie die von Gual und España 1797, erschütterten die öffentliche Ordnung.

¹⁰ Anm.: heutiges Haiti

¹¹ Anm.: Alle Zahlen beziehen sich auf: Madariaga, Salvador de: Bolívar; übersetzt v. Helmut Lindemann; Hollis & Carter; London; Seite 17

Venezuela wurde zunehmend ein Pulverfass der Unzufriedenheit, nur der Funke fehlte noch, der es zum Explodieren brachte.

Die ersten Jahre

Simón Bolívar wurde am 24. Juli 1783 geboren. Seine Eltern Don Juan Vicente Bolívar und Doña Maria de la Concepcion y Blanco taufte ihren vierten Sohn auf den vollen Namen Simón José Antonio de la Trinidad Bolívar y Blanco. Seine Mutter galt als sehr religiös, deshalb erhielt Bolívar auch den Beinamen „de la Trinidad“. Gemeinsam mit seinen drei älteren Geschwistern Maria Antonia, Juana Maria und Juan Vicente wuchs er auf dem Landgut der Familie San Mateo unweit von Caracas auf. Die Familie zählte zu den reichsten und einflussreichsten in Venezuela. Ihren Reichtum hatte sie durch Plantagenwirtschaft und Bergbau begründet. Bolívars Vorfahren bekleideten schon hohe Ämter in der Kolonialverwaltung.

Die Wurzeln seiner Ahnen reichen zurück ins Baskenland. Mitte des 16. Jahrhunderts übersiedelten die ersten Bolívars nach Santa Domingo, dann nach Venezuela. Durch Geschick und Fleiß gelang es der Familie den Reichtum stets zu vermehren.

Die Urgroßmutter Bolívars, eine geborene Ponte, stand im Verdacht, nicht rein weißen Blutes zu sein. Ihre Mutter war wahrscheinlich afrikanischer Abstammung gewesen, sodass in Bolívars Adern auch das Blut der Sklaven floss. Die Familie musste diesen Umstand verbergen, da er ein Grund für gesellschaftliche Ächtung gewesen wäre.

Schon Bolívars Vater lehnte sich gegen die spanische Obrigkeit auf. Knapp vor Simóns Geburt begann die Unzufriedenheit der Kreolen mit der Kolonialpolitik. Doch die Aristokraten dachten vorerst nicht an nationale Unabhängigkeit, sondern an mehr Autonomie und Selbstbestimmung. Obwohl sie sich weiterhin loyal zur Krone verhielten, beklagten sie sich über die ungerechte Behandlung. Bolívars Vater gab seiner Unzufriedenheit Ausdruck und wandte sich in einem Brief an Francisco de Miranda¹². Er bat ihn, eine Widerstandsjunta gegen Spanien anzuführen. Miranda lehnte ab, da es in der Vergangenheit Unstimmigkeiten zwischen den Aristokraten und seiner Familie gegeben hatte. Der Protest verebbte. Recht und Ordnung waren den Kreolen lieber als Aufstand und Anarchie.¹³

Don Juan Vicente Bolívar verstarb als der junge Simón erst drei Jahre alt war. Wie es in den aristokratischen Familien üblich war, kümmerten sich Sklaven um die

¹² Anm.: Siehe Kapitel Francisco de Miranda

¹³ Anm.: Die konservativen Eliten setzten Demokratie mit Anarchie gleich

Kindererziehung. Seiner Amme Hipolita fühlte er sich zu großem Dank verpflichtet. Sie sorgte wie eine leibliche Mutter für ihn. Doch die starke Führung, die der junge Bolívar wohl gebraucht hätte, konnte sie ihm nicht geben. Bolívar war ein sehr aufgewecktes Kind, als Quergeist quälte er seine Umgebung.

1792 ereilte ein neuer Schicksalsschlag die Familie Bolívar; Simóns Mutter Doña Maria starb. Bolívar und seine Geschwister waren nun Vollwaisen. Die Kinder wurden getrennt bei Verwandten untergebracht. Simón war dazu bestimmt, den väterlichen Besitz zu erben und bekam bis zu seiner Volljährigkeit seinen Onkel Carlos Palacios zum Vormund. Sein Vater hatte zwar vorgesehen, dass seine Kinder in Europa ausgebildet werden sollten, doch die englische Blockade der spanischen Kolonien ließ das nicht zu. So ging Bolívar in Caracas in die Schule. Da es an öffentlichen Einrichtungen mangelte oder sie von schlechter Qualität waren, bekam Bolívar Privatunterricht. Woran es lag, dass er einen hohen Verschleiß an Lehrern hatte, ist nicht bekannt. Einige sind es aber doch wert genannt zu werden, da sie Bolívar entscheidend prägten: Zum Beispiel unterrichtete ihn Pater Andújar in Mathematik. Alexander von Humboldt lernte ihn auf seiner Reise kennen und erwähnte ihn lobend. Lesen und Schreiben lernte er von Andrés Bello.

Andrés Bello (1781-1865)

Er war sein Privatlehrer. Obwohl er nur zwei Jahre älter war als sein Schüler, unterrichtete Andrés Bello Simón Bolívar in Geographie und Literatur. Wie weit er Einfluß auf den jungen Bolívar nehmen konnte, ist daher fraglich. Bolívars Briefe von seiner ersten Reise nach Spanien strotzen noch vor Fehlern. Aber Bello war mehr als nur ein Spielkamerad für Bolívar. In enger Verbundenheit hielt er an seinem ersten Lehrer fest, und ihre Wege sollten sich auch später noch kreuzen.

Andrés Bello, einer der intellektuellsten Köpfe Lateinamerikas, war Sprachforscher, Poet und Philosoph. In der ersten Republik arbeitete er für Venezuela als Diplomat. Doch seine Berühmtheit gründete sich auf seine wissenschaftlichen Arbeiten. Er reiste mit Alexander von Humboldt durch die Kolonien und war diesem sein Leben lang freundschaftlich verbunden. Sein wichtigstes Werk trug zur Vereinheitlichung der spanischen Grammatik in Lateinamerika bei, die er nach der Unabhängigkeit von Spanien vor dem Verfall retten wollte. Er arbeitete am „*Codigo Civil de Chile*“ mit, einem Entwurf für das Zivilrecht. Dieser bildete auch die Rechtsgrundlage für viele andere Länder. Als Mitbegründer der Amerikanischen Gesellschaft verfasste er viele Artikel über Literatur und Philosophie. Er schrieb auch für die erste freie Zeitung in Venezuela.

Simón Bolívar vergaß seinen Freund nicht und wollte ihn später in die Regierung der neuen Nation Großkolumbien holen. Doch Andrés Bello blieb in Chile. Dort bekleidete er bis zu seinem Tod das Amt des Rektors der Universität in Santiago. Doch Bello war nicht der einzige bedeutende Lehrer Bolívars. Sein wichtigster Mentor, Lehrer und Freund wurde Simón Rodríguez.

Simón Rodríguez (1769-1854)

Einig sind sich die Biographen, dass Simón Rodríguez den größten Einfluß auf Simón Bolívar ausübte. Sein Namensvetter war aber eher ein untypischer Lehrer. Eigentlich war er von Bolívars Onkel Carlos Palacios als Gutsverwalter eingestellt worden, doch er übernahm auch die Erziehung des jungen Simón. Fünf Jahre lang wurde Bolívar von ihm unterrichtet, aber er begleitete ihn sein Leben lang. Wahrscheinlich war es dem Onkel nicht bewußt, welch revolutionären Geist er da ins Haus geholt hatte, denn Rodríguez unterrichtete Bolívar nicht nur in den Grundfächern, sondern führte ihn in die Welt der Philosophie ein. Auf dem Lehrplan standen Hobbes, Helvétius, Holbach, Hume und Spinoza, doch über allen thronte J.J. Rousseau. Rodríguez verehrte den Genfer so, dass ihm seine Mitbürger den Spitznamen „südamerikanischer Rousseau“ gaben. Jedoch war er ein Einzelgänger und Eigenbrötler. Es hielt ihn nie lange an einem Ort. Schon mit einundzwanzig Jahren konnte er auf eine bewegte Vergangenheit zurückblicken. Er reiste durch Europa. Rodríguez heiratete früh und taufte seine zwei Kinder auf die Namen Mais und Tulpe.

Rodríguez versuchte das damalige Bildungssystem zu reformieren. So kämpfte er für eine freie Volksbildung und er legte dem Stadtrat von Caracas Programme zur Verbesserung der Schulen vor, die jedoch als zu revolutionär abgelehnt wurden. Bekannt wurde Rodríguez als sozialer Utopist und Pädagoge. Der Verdacht lag nahe, dass Bolívar zu seinem Versuchsobjekt wurde. Bolívar war jung, stark, aus gutem Haus und lebte damals auf dem Landsitz seiner Familie in San Mateo; die besten Voraussetzungen, um ihn nach dem Modell von Rousseaus „*Emil*“ zu erziehen. Rodríguez erzog Bolívar mehr, als er ihn unterrichtete. Rodríguez lehrte ihn die Grundprinzipien der Republik, Gewaltenteilung und Volkssouveränität. Durch ihn wurde Bolívar mit dem Werk der französischen Aufklärer vertraut. Bolívar legte jegliche Ehrfurcht vor Autoritäten, Religionen und Traditionen ab. Der junge Kreole sah sich als ein Gefangener der Gesellschaft und sehnte sich danach, aus den starren Strukturen auszubrechen. Rodríguez half ihm dabei intellektuell. Er lehrte ihn die geistigen Grundlagen seines Denkens und Handelns.

Rodríguez liebte das Versteckspiel und die Scharade. Er reiste mit falschen Namen durch die Lande. Seinen väterlichen Namen Carreño legte er ab, weil er den Verdacht hegte, der Bastard eines Priesters zu sein. Auch hielt er die Religiosität seines Bruders, des berühmten Pianisten Cayetano Carreño, nicht aus. Ihm widerstrebten die weltliche und religiöse Ordnung, zu denen er in ständiger Opposition stand. Er war ein Getriebener seiner Ideen und kam nicht zu Ruhe: *„Ich, der ich wünschte, die Erde in ein Paradies für alles zu verwandeln, habe sie zu einer Hölle für mich gemacht.“*¹⁴

Die Wege von Bolívar und Rodríguez trennten sich 1797 vorerst unfreiwillig. Sein Lehrer geriet in Verdacht, die Verschwörung von Gual und España zu unterstützen. Er wurde inhaftiert. Gual konnte noch rechtzeitig fliehen, doch España wurde hingerichtet und sein Körper in einem Käfig zur Abschreckung öffentlich zu Schau gestellt. Tief in seinem Herzen war Rodríguez ein Republikaner, der für seine Ideen selbst den Tod nicht scheute. Durch ihn verband der junge Bolívar die Tat mit der Idee. Was Simón Bolívar versprach, hielt er auch ein.

Der junge Simón durfte seinen Lehrer im Kerker besuchen. Er nahm auch am Prozess teil. Es muss alles sehr verwirrend auf ihn gewirkt haben, denn die radikalen Ideen seines Lehrers waren nichts Unrechtes für ihn. Rodríguez wurde frei gesprochen, da es an Beweisen mangelte. Er wurde jedoch aus seiner Heimat verbannt. Er legte sich den Decknamen Samuel Robinson zu und tat, was er ohne hin am liebsten machte; Reisen. Wenn Rodríguez alias Robinson auftauchte, versetzte er die Behörden in Aufruhr. Seine Anwesenheit bedeutete Schwierigkeiten. Für Bolívar war Rodríguez das beste Vorbild. In einem Brief an Rodríguez erinnerte sich sein Schüler: *„Vd. formó mi corazón para la libertad, para la justicia, para lo grande, para lo hermoso.“*¹⁵

Die erste Reise – Spanien (1799-1802)

Bolívars Onkel schickte Simón 1799 nach Madrid. Sein Onkel Esteban Palacios wohnte schon seit geraumer Zeit in der spanischen Metropole und hatte gute Kontakte zum spanischen Königshof. Es war der 17. Januar 1799, ein paar Monate vor Alexander von Humboldts Abreise nach Südamerika, als Bolívar sich auf seine erste große Reise begab. Sie führte ihn aber nicht direkt nach Spanien, sondern erst nach Mexiko. Bolívar bekam Unterkunft beim Erzbischof, mit dem seine Familie in gutem Kontakt stand. Durch ihn

¹⁴ Zitiert nach: Masur, Gerhard: Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas; Südverlag; Konstanz 1949; Seite 43

¹⁵ Brief: Simón Bolívar an Simón Rodríguez; 19. Jänner 1824; Übers.: „Sie formten mein Herz für die Freiheit, für die Gerechtigkeit, für das Große und das Schöne.“

hatte er auch Zugang zum Hof des Vizekönigs von Mexiko. Bolívar muss mit seinen 16 Jahren sehr vorlaut gewesen sein, denn ohne Rücksicht pries er die französische Revolution und das natürliche Anrecht Amerikas auf die Unabhängigkeit. Rodríguez Ansichten und der Mangel an Ehrfurcht sprachen aus Bolívar. Der Vizekönig nahm aber den jungen Heißsporn nicht allzu ernst, obwohl Mexiko selbst die aufkeimende Unzufriedenheit verspürte. Die sozialen Spannungen verkündeten schon den baldigen Ausbruch der mexikanischen Revolution.

Bolívar trat seine Weiterreise über Havanna nach Madrid an. Dort lebte er mit seinem Onkel Esteban Palacio im Hause des Amerikaners Mallo. Dieser hatte eine gute Stellung am Hof erreicht und ging daran, diese Stellung zu festigen. Dafür musste er wichtige Positionen mit Verwandten und Bekannten besetzen. Bolívar erlangte die Gunst Mallos, jedoch reichte sein Bildungsstand für die Arbeit am Hof nicht aus. Er wurde in Mathematik, Schreiben und Literatur unterrichtet. Bolívar lernte das Fechten, Tanzen und die höfische Etikette.

Die Praktiken der Monarchie und die verkommenen Sitten des Hofes erschütterten den jungen Bolívar. Er spürte den moralischen Verfall. Falscher Ehrgeiz und Intrigen beherrschten die Politik. Leere Staatskassen und Verschwendungssucht zugleich bestimmten den Alltag. König Karl IV. und Königin Marie Luis hatten das Reich und ihre Kolonien kaum mehr unter Kontrolle. Ihnen wurde nachgesagt, dass sie ihre Amtsgeschäfte vom Bett aus führten. Die Königin hielt sich mehrere Liebhaber, zu denen auch Mallo gehörte. Sie ging im Haus Mallos ein und aus, wie es ihr beliebte. Da auch Bolívar und sein Onkel in diesem Haus dort wohnten, förderte das Verhalten der Königin nicht den Respekt des jungen Mannes.

Bolívar wurde aber zum Spielkameraden von Marie Luis' Sohn, dem Prinzen von Asturien. Es war nicht abzusehen, dass der Prinz, der nach seiner Krönung den Namen König Ferdinand VII. annahm, zu seinem größten Gegner werden würde. Eine Anekdote weist aber auf die kommenden Ereignisse hin. Eines Tages schlug Bolívar beim Federballspiel dem Prinzen die Mütze vom Kopf. Er verweigerte ihm aber daraufhin die Entschuldigung, und Marie Luis gab ihm recht. Bolívar soll dieses Ereignis später

kommentiert haben: „*Wer hätte Ferdinand VII. prophezeit, dass dieser Zwischenfall ein Zeichen dafür war, dass ich ihm die kostbarsten Edelsteine aus der Krone reißen würde.*“¹⁶

Doch Mallos Tage am Hof, und damit auch die von Bolívar, waren gezählt. Die Königin verlor das Interesse an ihrem Geliebten. Unter dem Einfluß Godoys, des neuen Liebhabers der Königin, verloren alle Günstlinge Mallos ihre Positionen. Durch Mangel an Alternativen endete der Traum Esteban Palacios von einer höfischen Karriere seines Neffen. Zudem wurde sein Onkel aus unbekannten Gründen verhaftet, und Bolívar begab sich unter die Obhut des Marquis von Ustariz. In dessen Haus verliebte er sich leidenschaftlich in die um ein paar Jahre ältere Maria Teresa, die Tochter eines Venezolaners. Er warb leidenschaftlich um ihre Hand. Schließlich wurde die Hochzeit von ihren Eltern und seinem Vormund, sowie von der Königin gestattet. Da Bolívar zu diesem Zeitpunkt erst siebzehn Jahre alt war, versprach das junge Paar aber, mit der Hochzeit noch ein wenig zu warten. Bolívar nutzte die Zeit und reiste nach Frankreich. Zum ersten Mal kam er in Paris mit der Regentschaft Napoleons in Kontakt. Diese muss den jungen Bolívar sehr beeindruckt haben. Voller Enthusiasmus berichtete er aus Paris von den ruhmreichen Erfolgen Napoleons.

Es blieb ihm aber nicht viel Zeit in Frankreich, denn in Spanien wartete seine künftige Braut. Bolívar heiratete Maria Teresa. Gemeinsam kehrten sie 1802 nach Caracas zurück, da er nun das Erbe seines Vaters antrat. Bolívar widmete sich den Geschäften und wollte eine Familie gründen. Das Glück stand ihm nicht bei. Nur ein halbes Jahr später, 1803, starb Maria Teresa an Gelbfieber. Bolívar war nun nicht nur Vollwaise, sondern schon mit neunzehn Jahren Witwer. Ob Bolívar das Familienleben behagt hätte, ist schwer vorstellbar. Jedenfalls schwor er damals, nie mehr zu heiraten, um das Andenken an seine verstorbene Frau zu ehren. Damit war aber das Kapitel „Bolívar und die Frauen“ nicht geschlossen. Viele erotische Abenteuer sollte er noch erleben, die auch Teil des Mythos sind. Bolívar blickte aber nicht nur wehmütig auf die Kürze seiner Ehe zurück: „*Der Tod seiner Frau habe ihn frühzeitig auf die Bahn der Politik geworfen.*“¹⁷

Sein Aufenthalt in Caracas war wegen des tragischen Ereignisses nur von kurzer Dauer. Bolívar konnte sich nicht vorstellen, das Leben eines Plantagenbesitzers zu führen. Zu

¹⁶ Zitiert nach: Masur, Gerhard: Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas; Südverlag; Konstanz 1949; Seite 48

¹⁷ Lynch, John: Simón Bolívar A Life; Yale University Press; New Haven and London 2006; Seite 21

unbeständig und abenteuerlustig waren seine Gedanken. Daher kehrte er nach Europa zurück.

Die zweite Reise – Frankreich (1803 – 1806)

Bolívar landete mit dem Schiff in Cadix. Von dort reiste er sofort weiter nach Madrid, um die Familie seiner verstorbenen Frau zu treffen. Es war das erste Mal nach dem Tod Maria Teresas, dass Bolívar ihren Vater wieder sah. Bolívar empfand es als das schmerzlichste Treffen in seinem Leben. Er brach den Aufenthalt in Madrid ab. Durch Missernten kam es zu einer Lebensmittelverknappung, deswegen wurden alle Ausländer aus der Stadt verwiesen. Dies kam Bolívar gelegen, da ihn nichts mehr in Spanien hielt. Es zog ihn weiter nach Paris.

Paris hatte ihn schon bei seinem ersten Besuch fasziniert. Jetzt hatte er als freier junger Mann Zeit, die prachtvolle Stadt und den historischen Boden der französischen Revolution zu begutachten. Bolívar fühlte sich wohl in der Pariser Gesellschaft. Eine Unterkunft fand er im Hause von Madame Fanny Derviué du Villars. Sie kannten sich aus der Zeit in Spanien. Fanny war nur unwesentlich älter als Bolívar und mit einem Offizier der napoleonischen Armee verheiratet. Da dieser fast doppelt so alt wie sie und ein sehr beschäftigter Mann war, hatte sie viel Zeit, sich um Bolívar zu kümmern. Sie spendete ihm Trost und finanzierte Bolívar auch das extravagante Leben. Dieser führte nun das Leben eines Dandys. Bolívar spielte, trieb sich in den Salons herum und stolperte von einer Affäre in die andere. Durch Fanny, die auch einen Salon führte, hatte er Kontakt zur feinen Gesellschaft. Da ihr Mann ein hohes Amt bekleidete, verkehrten im Salon nur die mächtigsten und reichsten Bürger. Bolívar fühlte sich frei und ungebunden. Auch mit Fanny hatte er ein Verhältnis.

In Paris trat er der amerikanischen Freimaurerloge bei. Es war vielleicht jugendlicher Übermut, denn richtig überzeugt war er von der Freimaurerei nicht. Zwar erhielt er die Weihe des Obersten, hatte aber nur Spott für die Vereinigung und ihre Inszenierungen über. Sicher fühlte sich Bolívar zu etwas Höherem berufen. Seinen Kampf wollte er offen und heroisch und nicht geheimbündlerisch führen.

Es gab aber auch ein Wiedersehen mit seinem Lehrer Simón Rodríguez, der nach seiner „Flucht“ erst in Jamaika lebte. Von dort hatte er sich ohne seine Familie in die Vereinigten Staaten begeben, wo es ihn aber auch nicht lange hielt. Schließlich trafen sich Lehrer und Schüler in Frankreich wieder. Nach dem Tod von Bolívars Frau und angesichts des

extravaganten Lebens in Paris sorgte sich Rodríguez um das intellektuelle Gleichgewicht seines Schülers. Bolívar waren die Ideen über Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit aber keineswegs entfallen. In den Salons diskutierte er viel über die Freiheit seiner Heimat, über die Ideale der französischen Revolution. Er setzte sich aber auch kritisch mit der Herrschaft Napoleons auseinander.

Napoleon löste einen Konflikt in Bolívar aus. Seine Herrschaft empfand er als Verrat an der republikanischen Idee. Wie einen Schlag ins Gesicht musste Bolívar die Krönung Napoleons zum Kaiser im Jahre 1804 empfunden haben. Für ihn war dies der endgültige Bruch mit den Idealen der französischen Revolution. Viele Intellektuelle dachten wie Bolívar. Der spanische Botschafter lud ihn ein an der Zeremonie in Notre Dame teilzunehmen. Bolívar schlug die Einladung aber aus. Dennoch konnte er sich dem Spektakel nicht entziehen. Die Pariser bejubelten ihren neuen Kaiser in den Strassen. Bolívar war kein Mann, der sich so ein Schauspiel bloß aus Protest entgehen lassen konnte. Der Eindruck, den Bolívar gewann, begleitete ihn sein gesamtes Leben. Die Liebe der Massen, die Napoleon zu teil wurde, faszinierte ihn, obwohl er von dessen Verrat an den Idealen der französischen Revolution angewidert war. Auch Bolívar wollte den Ruhm, als Preis für die Freiheit seiner Heimat, erlangen.

Zwischen Bolívar und Napoleon finden sich Parallelen. Nicht nur, dass beide körperlich klein waren, sie hatten auch sonst vieles gemeinsam. Doch besaß Bolívar eine Eigenschaft, die Napoleon nicht hatte: Die Idee hatte für ihn immer Vorrang vor seinen persönlichen Allüren. Immer wenn der Freiheitskampf gefährdet war, trat Bolívar von seinen Ansprüchen zurück und unterstellte sich dem gemeinsamen Projekt. Er war auch bereit, sich selbst zu opfern. Persönlich lernte Bolívar den Korsen nie kennen, aber ihre Wege sollten sich eines Tages wieder kreuzen.

Doch in Paris fand ein weiteres Treffen statt, das einen genau so großen Eindruck auf Bolívar hinterließ. In Fannys Salon verkehrte auch Alexander von Humboldt, der 1804 von seiner Reise aus Lateinamerika zurückgekehrte war.

Alexander von Humboldt (1769 – 1859)

Humboldt war 1799 mit seinem jungen Begleiter Aimé Bonpland aufgebrochen, um die Neue Welt ein zweites Mal zu entdecken. Es war ihm, als einem der wenigen Europäer, von der spanischen Krone gestattet worden, die Kolonien zu bereisen und sie zu

vermessen. Durch Humboldts Erkenntnisse erhoffte sich Spanien, die Erträge der Plantagenwirtschaft und des Bergbaus zu steigern. Humboldt war sich dieses Privilegs bewusst, jedoch stand er der Kolonialpolitik und ihren Auswüchsen kritisch gegenüber. Seine Forschungsreise glich einem Siegeszug der Wissenschaft. Er kartographisierte, katalogisierte und beschrieb Landschaft, Pflanzen- und Tierwelt. Von Napoleon wurden die beiden Wissenschaftler mit den höchsten Orden ausgezeichnet.

Auf Bolívar hinterließ der Forscher einen großen Eindruck. Sie fanden auch sofort Anknüpfungspunkte, denn die von Humboldt beschriebene Landschaft kannte Bolívar nur zu gut. Es war seine Heimat, die durch die Augen Humboldts in neuem Licht erstrahlte. Bolívar ließ die Gelegenheit nicht aus, für seine Ideen über die Unabhängigkeit seiner Heimat bei Humboldt zu werben. Doch der Forscher sah nur jugendlichen Leichtsinn und Schwärmerei in Bolívars Worten. Doch Bolívar pochte auf das Recht: *„In Wahrheit ein glänzendes Schicksal, das der neuen Welt, wenn ihre Völker frei wären vom Joch; und welch eine erhabene Aufgabe!“* Humboldt bemerkte darauf hin: *„Ich glaube, dass ihr Land schon reif ist für die Unabhängigkeit; aber ich sehe den Mann nicht, der es vollbringen wird.“* Bolívar erhoffte sich Zustimmung, bekam sie aber nicht. Dies muss enttäuschend für ihn gewesen sein. Es war Bonpland, der die Situation rettete: *„Die Revolutionen selbst bringen die großen Männer hervor, die würdig sind, sie auszuführen.“*¹⁸ Alexander von Humboldt täuschte sich in Bolívar. Er glaubte die Gesellschaft Lateinamerikas besser zu kennen, da er wesentlich mehr Länder bereist hatte als Bolívar. Einen unmittelbaren Ausbruch der Revolution konnte er sich nicht vorstellen, vor allem nicht in Venezuela. Der Quell der Revolution entsprang für Humboldt in Neu Granada. Dort waren die Menschen am unzufriedensten über die soziale und politische Situation, aber auch politisch am aktivsten. Bolívar vertraute seine Pläne zur Unabhängigkeit Bonpland an. Humboldt hielt beide für verrückt. Auch wenn Alexander von Humboldt tief in die Seele eines ganzen Kontinents blickte, blieb ihm dennoch einiges verborgen. Bolívar sollte am Ende die Freiheit erringen und Humboldt seine Fehleinschätzung zugeben.¹⁹ Humboldt wird noch ein zweites Mal die Gelegenheit haben, persönlich von den Schwärmereien des jungen Kreolen über Freiheit und Unabhängigkeit zu hören.

Bolívars Gesundheit litt unter dem exzessiven Leben in Paris. Außerdem betrübte ihn Napoleons Regentschaft. Simón Rodríguez verordnete ihm als Therapie Zerstreung und

¹⁸ z.n.: Masur, Gerhard: Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas; Südverlag; Konstanz 1949; Seite 59

¹⁹ Kahle, Günter: Simón Bolívar und die Deutschen; Dietrich Reimer Verlag 1980; Seite 48

einen Ortswechsel. Sie verließen Paris und überquerten zu Fuß die Savoyer Alpen nach Italien.

Von Frankreich nach Italien

Die Reise brachte sie erst nach Genf. Der südamerikanische Rousseau und sein „Emil“ besuchten die Wirkungsstätte ihres großen Vorbildes. Der Weg führte sie weiter nach Mailand. Dort kreuzten sich die Wege Napoleons und Bolívars ein zweites Mal. In Mailand ließ sich der Korse zum König Italiens krönen. Das Schauspiel entsetzte Bolívar erneut. War die Krönung in Paris schon unverständlich, so entbehrte die italienische völlig jeglicher Tradition. Sie stand als Sinnbild für Napoleons imperialistischer Machtpolitik. Wie in Paris umjubelte Napoleon auch in Mailand das Volk. So distanziert Bolívar auch war, es imponierte ihm der Ruhm, der Napoleon umgab. Der Aufenthalt in Mailand war nur von kurzer Dauer, denn Rom war das eigentliche Ziel der Reise.

Das antike Rom hinterließ bei Bolívar bleibende Eindrücke. Er war nicht so sehr von den Statuen und Bauwerken hingerissen, sondern vielmehr von der menschlichen Größe, die solch einen Ort erschaffen hatte. Lange saß er an seinem Lieblingsplatz nahe dem Kolosseum und dachte über seine Heimat und ihr ungerechtes Schicksal nach. Auch mit Alexander von Humboldt kam es zu einem Wiedersehen. Alexander wurde von seinem Bruder Wilhelm eingeladen, der gerade als Gesandter im Vatikan arbeitete. Für den Entdecker typisch, nutzte Humboldt die Reise, um den Vesuv zu vermessen. Bolívar hingegen nutzte die Begegnung, um erneut für seine Befreiungspläne zu werben. Simón Bolívar wollte Humboldts Stimme für seine Ideen, doch er bekam sie nicht. Humboldt blieb skeptisch.

Das Gespräch dämpfte den revolutionären Geist in Bolívar nicht. Eine Anekdote berichtet, dass er vom spanischen Botschafter zu einer Audienz bei Papst Pius VII. eingeladen wurde. Das Zeremoniell verpflichtete Bolívar dazu, die päpstlichen Symbole an den Sandalen zu küssen. Bolívar verweigerte. Der spanische Botschafter bemühte sich, die peinliche Situation zu entschärfen, da bot ihm aber der Papst schon anstelle der Sandale den Ring zum Kusse. Simón Bolívar erwiderte nur: *„Der Papst muss das Symbol der christlichen Religion sehr wenig schätzen, wenn er es auf seinen Schuhen trägt, während es die stolzesten Fürsten der Christenheit auf ihren Kronen haben.“*²⁰ Bolívar erkannte

²⁰ z.n.: Masur, Gerhard: Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas; Südv Verlag; Konstanz 1949; Seite 66

keine Autoritäten mehr an. Der Entschluss war gefasst. Auf dem Monte Sacro sank er auf die Knie und ergriff die Hände von Simón Rodríguez.

Der Schwur von Rom

„¡Juro delante de usted; juro por el Dios de mis padres; juro por ellos; juro por mi honor, y juro por mi Patria, que no daré descanso a mi brazo, ni reposo a mi alma, hasta que haya roto las cadenas que nos oprimen por voluntad del poder español!“²¹

Keine andere Proklamation Bolívars bestimmte sein Leben so sehr wie der Schwur auf dem Monte Sacro. Auf den antiken Trümmern der römischen Republik wurde der Entschluss zum Kampf für die Freiheit Lateinamerikas gefasst. Dies war das Leitmotiv seines Denken und Handelns. Er setzte alles daran, seine Heimat aus der spanischen Knechtschaft zu befreien. Bolívar war bereit, bis zum Äußersten dafür zu gehen, selbst wenn es sein Leben kosten würde.

Der Schwur Bolívars sprach sich schnell unter den Spanisch-Amerikanern in Rom herum, so richtig zutrauen wollte es ihm aber trotzdem keiner. Bolívar kehrte nach Paris zurück. 1806 erreichte ihn die Nachricht, dass Francisco de Miranda die Unabhängigkeit vorbereitete. Seine Flotte hatte Kurs auf Venezuela genommen. Sollte die Revolution ohne Bolívar beginnen? Er wünschte sich seinen Landsleuten beizustehen, glaubte aber nicht richtig an den Erfolg des Abenteurers. Oder hoffte er auf ein Scheitern?

Bolívar verabschiedete sich von Rodríguez und Fanny in Paris. Er reiste nach Hamburg, um dort ein Schiff in die Vereinigten Staaten zu nehmen. Bolívar verließ Europa als gebildeter Mann von vierundzwanzig Jahren. Sein Geist war von den europäischen Philosophen geschult. Sein Blick war nach vorne gerichtet: Freiheit lautete sein Ziel.

Francisco de Miranda (1750-1816)

Francisco de Miranda war wie Bolívar ein Venezolaner. Er wurde am 28. März 1750 in Caracas geboren. Ursprünglich stammten seine Vorfahren von den Kanaren. Francisco kam im Gegensatz zu Bolívar aus einfachen Verhältnissen. Sein Vater Sebastian betrieb Handel und erwarb sich durch seine Tüchtigkeit ein beträchtliches Vermögen. Die Familie lebte auf einem stattlichen Anwesen unweit der Kathedrale. Die Mirandas stiegen

²¹ Doctrina del Libertador; S. 4; Übers.: „Ich schwöre vor Ihnen (Anm.: Simón Rodríguez); Ich schwöre beim Gott meiner Eltern; Ich schwöre bei meinen Eltern; Ich schwöre bei meiner Ehre und meinem Vaterland, dass ich meinen Armen keine Erholung gebe, meiner Seele keine Ruhe, bis ich die Knechtschaft zerstört habe, die uns mit Hilfe spanischer Gewalt unterdrückt!“

wirtschaftlich in der Gesellschaft auf, trotzdem war dieser Aufstieg deutlich begrenzt. Die Spanier und der kreolische Adel bestimmten das Leben. Emporkömmlinge wie die Mirandas waren ihnen ein Dorn im Auge. Sein Vater kämpfte um seine gesellschaftliche Reputation. Seinem Sohn Francisco ließ er eine gute Ausbildung zukommen. Er wollte ihm eine Karriere jenseits gesellschaftlicher Schranken ermöglichen. 1769 eskalierte der ständige Streit mit den Aristokraten. Diese wollten das Offizierspatent der Mirandas nicht anerkennen, das Sebastian in der Miliz erworben hatte. Unter den Streitparteien befand sich Simón Bolívars Vater Juan Vicente, als einer der Anführer der Front gegen die Mirandas. König Karl III. schlichtete den Streit und stellte fest, dass die Bürger spanischer (kanarischer) Abstammung gleich zu behandeln seien. Er entschied für die Mirandas.

Die Geschichte der Mirandas und Bolívars überschneidet sich 1781 erneut, als Juan Vicente Bolívar einen Brief an Mirandas Sohn Francisco richtete mit der Bitte, die Widerstandsjunta gegen die spanische Obrigkeit anzuführen. Die Kreolen wehrten sich zunehmend gegen die Kolonialverwaltung. Sie brauchten aber einen Anführer. Der Streit zwischen den Familien war aber noch nicht vergessen. Francisco de Miranda stand mittlerweile als Offizier in den Reihen der spanischen Armee. Er konnte schon auf verdienstvolle Taten für die spanische Armee zurückblicken, und sein Ruf reichte bis in seine Heimat. Franciscos Leben glich einem Abenteuer. Er bereiste die spanischen Kolonien, wurde wegen Schmuggels angeklagt und spionierte. Seine militärischen Entscheidungen fielen hingegen sehr oft unglücklich aus, somit waren höhere Ränge in der spanischen Armee für ihn unerreichbar. Die Anklage wegen Schmuggels zwang ihn schließlich zur Flucht.

Francisco de Miranda träumte, wie Bolívar, von der Freiheit und Unabhängigkeit Lateinamerikas. Nur warb er schon lange vor Bolívars Zeit um Geld und Kriegsmaterial an den europäischen Königshäusern. Seine Reisen führten ihn durch ganz Europa. Da der Krone seine Aktivitäten nicht verborgen blieben, wurde er von den spanischen Diplomaten verfolgt. Dennoch stellte Spanien Francisco Geldmittel zur Verfügung, um seine Reiseroute verfolgen zu können. Miranda sollte auf spanisches Botschaftsareal gelockt und dort verhaftet werden. Doch Miranda agierte vorsichtig und ließ sich nicht in die Falle locken. Unbeabsichtigt finanzierten die Diplomaten ihm die Reise, da sie glaubten, dadurch Weg und Ziel von Miranda zu erfahren; von Preußen über Österreich bis nach Russland führte Mirandas Reise. Sogar ein Verhältnis mit der Zarin Katharina II. wurde

dem Abenteurer unterstellt. Bewiesen wurde dies nie, doch empfing er Geld für seinen Lebensunterhalt auch aus Russland.

Francisco de Miranda beteiligte sich an der französischen Revolution. Er stieg zum General der Revolutionsarmee auf. Politische Intrigen führten zu seiner Inhaftierung. Er wurde verdächtigt Gelder veruntreut zu haben. Einige seiner Kampfgefährten wurden schuldig gesprochen und verloren den Kopf auf der Guillotine. Francisco de Miranda verteidigte sich selbst und konnte alle Anschuldigungen gegen ihn entkräften. Er wurde freigesprochen. Er verließ darauf hin Frankreich und begab sich in die Vereinigten Staaten. Nicht nur um das politische System zu studieren, sondern auch, um auch dort für die Unabhängigkeit seiner Heimat zu werben. Miranda wurde ein kleines Expeditionskorps genehmigt mit dem er 1806 Kurs auf Venezuela nahm. Das Unternehmen endete in einem Desaster. Bevor er überhaupt landen konnte, wurden seine Schiffe schon versenkt. Ihm gelang die Flucht, viele seiner Soldaten verloren das Leben. Das Unternehmen reihte sich in die militärischen Fehlentscheidungen Mirandas ein.

Francisco de Miranda hatte in der französischen Revolution für die Verbreitung der Ideale Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gekämpft. Auch er fühlte sich der europäischen Aufklärung verpflichtet. Ebenso studierte er die Geschichte der Azteken und der Inkas. Er erkannte die ungerechte Behandlung der Indigenen, die schon Las Casas verurteilt hatte. Was ungerechte Behandlung hieß, wusste seine Familie nur zu gut. Doch so revolutionär er auch für die Unabhängigkeit eintrat, blieb er doch ein konservativer Kopf. Er distanzierte sich vom „Pöbel“ und verkehrte mit den unteren Schichten nur soweit, wie es für seine Geschäfte notwendig war. Miranda galt als Konservativer der alten Generation, die auf Recht und Ordnung pochte. Ein Generationenkonflikt zwischen den Jungen und Alten bahnte sich an.

Miranda hatte eigene Pläne für ein freies Lateinamerika. Er war sich sicher, dass das Land sich nur mittels Gewalt aus der Tyrannei befreien konnte. Von selbst würde das Kolonialsystem nicht so schnell zusammenbrechen. Miranda baute seine Ideen auf das Gemeinsame der Amerikaner auf: Das Streben nach Unabhängigkeit. Vereinigen wollte er den Kontinent unter dem Namen „Amerikanisches Imperium.“²² Wegen des zu erwartenden Krieges musste erst eine provisorische Regierung installiert werden. Zur Wahl

²² Zeuske, Michael: Francisco de Miranda und die Entdeckung Europas; Hamburger Ibero-Amerika Studien; hsg. von Horst Pietschmann; Universität Hamburg; Seite 210

würden alle Einwohner sämtlicher Klassen aufgerufen. An das Wahlrecht waren jedoch Bedingungen geknüpft. Schon vorweg sollten alle auf die neue Regierung und die Unabhängigkeit schwören. Ein jährliches Mindesteinkommen und der Status „Sohn freier Bürger“ waren Voraussetzung. Das Profil eines Wählers war somit festgelegt: männlich, frei, ein bestimmtes Mindesteinkommen und das Bekenntnis zum neuen Staatswesen. 95% der Bevölkerung entsprachen nicht diesem Profil. Für sie war die Rolle „passiver“, nicht wahlberechtigter Bürger vorgesehen.

Nach der erfolgreichen Unabhängigkeit sah Francisco de Miranda eine föderative Regierung für Lateinamerika vor. Die Aufhebung der Indianertribute sollte die gesellschaftliche Ungerechtigkeit beseitigen. Der katholische Glaube sollte Staatsreligion, die Inquisition abgeschafft werden. Zur Hauptstadt erkor er Panama, wo ein vom Volk gewähltes „Kolumbianisches Konzil“ tagen sollte. Die provisorische Regierung müsste allerdings sicherstellen, dass den Indigenen genügend Land zur Verfügung gestellt würde, damit sie den Status aktiver Bürger erlangen konnten. Die Regierung sollte von zwei Inkas²³ angeführt werden, ernannt vom Konzil. Einer mit ständigem Sitz in der Hauptstadt, der andere sollte frei durchs Land ziehen und sich somit den Problemen der Bevölkerung vor Ort widmen können. Alle wichtigen Ämter im Staat sollten von den Inkas verliehen werden. Zeuske interpretiert Mirandas Verfassungsprojekt als ein *„republikanisches Imperium mit einer Präsidialverfassung in quasi monarchischer Form, das dem Vorbild der USA nachempfunden ist.“*²⁴ Zwei Dinge sind an Mirandas Verfassung bemerkenswert. Erstens enthält sein Projekt eine kontinentale Dimension, und zweitens bemühte er sich um die gemeinsame Identität der Amerikaner. Diese schloss auch die Gewohnheiten der Indigenen mit ein. Deren Grundrechte waren Miranda ein großes Anliegen.

Doch mit der gescheiterten Expedition von 1806 waren seine Pläne vorerst gescheitert. Von den Spaniern wurde er zum *„Feind Gottes und des Königs erklärt.“*²⁵ Fünf Jahre sollte es dauern, bis Miranda erneut eine Möglichkeit bekam, seine Ideen zu verwirklichen.

Der Beginn des Freiheitskampfes

Bolívar kehrte in seine Heimat zurück. Obwohl die Anzeichen einer Revolution eindeutiger wurden, widmete er sich seinen Plantagen. Der Anbau von Indigo beschäftigte ihn mehr als seine Gedanken über die Unabhängigkeit seiner Heimat. Bolívar bestellte

²³ Anm.: „Inka“ bezieht sich auf den obersten Herrscher der präkolumbianischen Inkadynastie

²⁴ Zeuske, Michael: Francisco de Miranda und die Entdeckung Europas; Hamburger Ibero-Amerika Studien; hsg. von Horst Pietschmann; Universität Hamburg;; Seite 212

²⁵ z.n.: Masur, Gerhard: Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas; Südverlag; Konstanz 1949; Seite 89

seine Felder und erweiterte seine Grundgrenzen. Dabei kam er seinem Nachbarn Antonio Nicolas Briceño in die Quere. Dieser ließ die Territoriumsverletzung nicht auf sich beruhen und bewaffnete kurzer Hand seine Sklaven. Der Streit zwischen den beiden eskalierte und setzte sich noch lange vor den Gerichten fort. Auch Briceño und Bolívar werden sich im Laufe der Revolution an einem anderen Ort und unter anderen Umständen wieder über den Weg laufen.

1807 stand Napoleon auf dem Zenit seiner Macht, und die Gelegenheit zur Revolution in Lateinamerika war günstig. Napoleon hatte Portugal unterworfen, doch die königliche Familie war nach Brasilien geflüchtet. Dem korsischen Feldherrn blieb nur mehr Spanien zu erobern. Unterdessen entwarf Godoy, der neue Liebhaber der spanischen Königin und spanische Premierminister, den Plan zur umfassenden Autonomie der amerikanischen Kolonien. Er erkannte die Vorzeichen des Umschwungs und wollte so den drohenden Verlust vermeiden. Doch der Plan stieß auf taube Ohren. Am spanischen Hofe entbrannte ein Machtkampf zwischen König Karl IV., Godoy und dem Thronfolger Ferdinand VII. Napoleon nutzte die Gelegenheit, setzte den König ab und zwang Ferdinand VII. zum Thronverzicht. Damit war das Ende der Bourbonen in Spanien besiegelt. Napoleon berief seinen Bruder Joseph zum neuen Herrscher über Spanien. Während sich das spanische Volk zum Widerstand gegen Napoleons Herrschaft formierte, drangen die Informationen über das Mutterland nur sehr spärlich in die Kolonien. Napoleon wollte diese aber unbedingt für sich beanspruchen, da sie die notwendigen Rohstoffe für die Wirtschaft produzierten. Er schickte Gesandte in die Kolonien, um sie vor vollendete Tatsachen zu stellen. Ob Spanien-treu oder Spanien-feindlich, der Widerstand gegen den neuen „fremden“ Herrscher formierte sich auch in den Kolonien.

Miranda hoffte unterdessen auf die Unterstützung Englands. Die Regierung in London stellte sich grundsätzlich gegen Napoleons Expansionspolitik und war zur militärischen Hilfe bereit. Es wäre auch eine gute Möglichkeit gewesen, sich für den Verlust der englischen Kolonien in Nordamerika an Spanien zu rächen. Doch hielt sich England an die Vereinbarung, die mit Spanien geschlossen worden war. Somit blieb Mirandas Werben für einen erneuten Versuch der Befreiung seiner Heimat ergebnislos.

Unterdessen entstanden in Venezuela verschiedene Parteien, die über Vorgehensweise und Form der Unabhängigkeit stritten. Die konservativen Vertreter wollten lediglich mehr Autonomie, während die jungen die totale Unabhängigkeit anstrebten.

Ein neuer Generalkapitän übernahm sein Amt in Caracas. Er galt als Kreolen-freundlich und zeichnete sich durch eine liberalere Haltung aus. Bolívar schloss sich den jungen Kreolen an und deklarierte sich für die amerikanische Unabhängigkeit. Er liebte es, durch die Straßen zu ziehen, um spanische Offiziere zu provozieren. Er ließ keine Gelegenheit aus, seine Meinung über die Unabhängigkeit Lateinamerikas kundzutun. Auf einem offiziellen Bankett des neuen Generalkapitäns stieß er sogar auf die Unabhängigkeit an.

Die Verwaltung in den Kolonien zerrieb sich zwischen Napoleon und den Kreolen. Chaos kam auf und setzte die Ordnung zunehmend außer Kraft. In La Paz und Quito bildeten sich Versammlungen zur Verteidigung der Rechte des Volkes. Überall keimten nun Rebellionen auf.

Am 19. April 1810 gelang der Putsch gegen die spanische Regierung in Venezuela. Die Aristokraten hatten ihn während der letzten Jahre vorbereitet. Die Revolution wurde ausschließlich von oben organisiert, die Mobilisierung der Massen blieb aus. Ohne Blutvergießen übernahmen die Aufständischen die Stadtregierung in Caracas und bildeten sofort eine Widerstandsjunta. Wie in einem Flächenbrand setzte sich die Revolution auf dem ganzen Kontinent fort. Buenos Aires, Bogota, Ciudad de Mexiko und Santiago de Chile folgten. Die Revolution blieb vorerst urban und richtete sich nach den Leitmotiven der nordamerikanischen und französischen Revolution. Von den Grundgedanken, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, waren die Kreolen nur an Freiheit interessiert. Die weißen Aristokraten versuchten erst gar nicht, die inhomogenen Gesellschaftsstrukturen zu überwinden. Dass die Revolution rein aristokratisch blieb, hatte nicht nur seine Auswirkung auf die folgenden Jahre, sondern zieht sich durch die gesamte Geschichte Lateinamerikas.

Als die Revolution von den Städten aufs Land getragen wurde, begannen die Schwierigkeiten. Nicht nur, dass sich die teilweise gegenüber Spanien loyalen Großgrundbesitzer in den Weg stellten, begehrten auch die unteren sozialen Schichten auf. Die Revolution verwandelte sich in den folgenden Jahren in einen furchterlichen Bürgerkrieg. Nur der erste Schritt zur Unabhängigkeit war damit getan.

Um der soeben verkündeten Revolution Stabilität und Kontinuität zu verleihen, musste die neue Regierung in Venezuela um Schutz bei einer großen Macht ansuchen. Sie entsandte eine Delegation, die vom jungen Bolívar angeführt wurde. Damit trat dieser aus der Anonymität hervor und gewann an persönlicher Bedeutung. Historiker führen seine Bestellung darauf hin zurück, dass er bereit war, seine Reisekosten selbst zu übernehmen. Mit ihm reisten Luís Lopez und sein ehemaliger Lehrer Andrés Bello. Die erste Anlaufstation war Nordamerika, doch die Vereinigten Staaten hielten sich an ihre Neutralität. Auch in England, das ein Verbündeter Spaniens gegen Napoleon war, konnte die Delegation keine Erfolge verbuchen. Es kam aber zu einem Treffen zwischen Bolívar und Miranda. Aus dieser Begegnung entwickelte sich gegenseitiger Respekt und Freundschaft. Francisco de Miranda beschloss, England zu verlassen und mit Bolívar nach Venezuela zurückzukehren. Dort wurde Miranda euphorisch empfangen und mit diktatorischen Vollmachten ausgestattet. Er übernahm den Vorsitz der ersten Republik. Francisco de Miranda teilte mit Bolívar die Idee der kontinentalen Einigung. Mehr Gemeinsamkeiten sollten aber nach den folgenden Jahren zwischen den beiden Freunden nicht übrig bleiben.

Simón Bolívar und die Aufklärung

Aufklärung in Lateinamerika

Um das Phänomen Bolívar in der Ideengeschichte Lateinamerikas einzuordnen, gilt es zu untersuchen, welche Ideen aus Europa importiert wurden und welche selbstständig entworfen wurden. Simón Bolívar wirkte im Zeitalter der Aufklärung. Er erlebte die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen hautnah mit, die Europa und Lateinamerika veränderten. Die Völker erhoben sich unter den Leitmotiven der Freiheit und Gleichheit gegen Despotismus und Unterdrückung. Der revolutionäre Geist bestimmte das Leben im Übergang des 18. zum 19. Jahrhundert. Doch war der Kampf gegen Despotismus und die Aufklärung eine rein europäische Erfindung? Litt Lateinamerika nicht auch unter einem despotischen System der Sklaverei und der Kolonialherrschaft? Sehnte es sich nicht nach Freiheit und Gerechtigkeit? Welche Ideale bildeten die Grundlage für seinen Kampf?

Die klassischen europäischen Kategorien der Philosophie verneinen eine eigenständige Ideengeschichte in Lateinamerika. Hinweise auf Umgebung, Klima oder Neigungen der Menschen bleiben dabei unbeachtet. Im besten Fall ergänze sie oder imitiere sie die europäische Philosophie, doch keinesfalls gesteht man ihr Eigenständigkeit zu. Sie sei und bleibe europäisch. Es gibt aber wichtige Indizien, die zu einem besseren Verständnis der Rezeption der Aufklärung in Lateinamerika und ihres Einflusses auf die Revolution von 1810-1824 beitragen.

Ursprung der Ideen

Es stimmt, dass die lateinamerikanische Ideengeschichte wesentlich von importiertem Gedankengut geprägt ist. Das Erziehungssystem und das politische Leben waren eindeutig europäisch bestimmt. Es gab keine Erfahrungen mit Pressefreiheit. Die erste Zeitung wurde in Venezuela erst 1808 gedruckt, im Vergleich mit anderen Ländern Lateinamerikas erst sehr spät.²⁶

Durch die verschiedenen Einwanderungsströme, die nicht nur von der iberischen Halbinsel kamen, gab es vielfältige Einflüsse der europäischen Philosophie in Lateinamerika. Eine einheitliche Rezeption lag, bedingt durch die geographische Größe, nicht vor. Während im Süden (Argentinien) vorwiegend die italienischen Aufklärer

²⁶ Salcedo-Bastardo, J.L. Bolívar, A Continent and its Destiny; Edited and Translated by Annella McDermott; Humanity Press, New Jersey 1977; S. 16

gelesen wurden, wandte man sich im Norden den französischen und englischen Denkern zu. In den guten Bibliotheken der Kreolen fand man nicht nur die Bibel oder Abenteuerromane, sondern dort standen auch die Werke von Hobbes, Spinoza, Locke, Montesquieu oder Voltaire. Doch die ideellen Grundlagen der Revolution lieferte eindeutig Rousseau. Seine Überlegungen im „*contract social*“ über die Volkssouveränität und Freiheit waren nicht nur in der französischen Revolution die eigentliche Treibkraft, auch in Lateinamerika wurde er zum viel gelesenen Autor. Die Leitmotive der Freiheit und der Gerechtigkeit bildeten wie in Frankreich das Fundament der Revolution.

Nicht nur England, Frankreich oder Italien beeinflussten die lateinamerikanische Ideengeschichte. Die Kreolen besannen sich auch auf ihre eigenen Wurzeln. Eine alternative Theorie²⁷ zum Einfluß der französischen und englischen Aufklärung besagt, dass der Spanier Francisco Suarez (1548-1617) mit seinem Werk „*doctrinas populistas*“ den größten Einfluß auf die Unabhängigkeitsbewegung hatte. Dieser lehnte das Prinzip des dem König von Gott gegebenen Anrechts auf die Macht ab. Stattdessen entwickelte er ein Straf- und Zivilrecht, das auf der Verantwortlichkeit der Bürger und auf einer freien Justiz basierte. Weiters verurteilte er die radikale Ausbeutung der Kolonien und deren ursprünglicher Völker. Alle Nationen dieser Erde seien eine gleichwertige und natürliche Gemeinschaft. Die Grundlage zwischenstaatlicher Beziehungen bildeten für Suarez die Gesetze der Völker, welche wiederum auf deren ursprünglichen Sitten und Traditionen beruhten. Damit war Suarez ein Vordenker des modernen Völkerrechts. Da sein Werk entscheidenden Einfluß auf die Unabhängigkeitsbewegung hatte, ist es ein entscheidender Hinweis, dass sich zumindest ein Teil der Intellektuellen Lateinamerikas auf iberische Denktraditionen berief.

Einfluss Spaniens auf die Ideengeschichte Lateinamerikas

Nicht nur, daß Spanien seinen Anteil am philosophischen Denken in Lateinamerika hatte, spielte die spanische Kolonialpolitik eine weitere wichtige Rolle beim Wissenstransfer von Europa nach Lateinamerika. Die verschiedenen philosophischen Strömungen Europas wurden in Spanien gesammelt. Dort wurden die Werke übersetzt und, obwohl es verboten war, gelangten diese anschließend in die Kolonien. Durch die Übersetzung und Rezeption in Spanien wurden die Ideen bereits gefiltert.

²⁷ Lynch, John: Simón Bolívar A Life; Yale University Press; New Haven and London 2006; Seite 31

Für die Kreolen galt es aber vorerst mit der spanischen Tradition, das so von religiösem Fanatismus geprägt war, zu brechen. Unter Karl III. kam es zwar zu einer freundlicheren Politik gegenüber den Kolonien, doch versuchte man sie weiter hermetisch von jedem ketzerischen Gedankengut abzuschirmen. So stand das Einführen von „gefährlichen“ Schriften unter Strafe. Über das geistige Leben wachte die spanische Inquisition. Diese war aber bei weitem nicht mehr so effektiv wie in vergangenen Tagen, denn durch den Anstieg des Handels kam es auch zu einem illegalen Wissenstransfer aus Europa. In Schiffsladungen versteckt, wurden die Bücher in die Kolonien geschmuggelt. Die Werke der Philosophen erzielten hohe Preise und gehörten bald zur Standardlektüre der jungen Kreolen. Aufklärung war Teil der Bildung und des kulturellen Lebens. Mit der zunehmenden Unzufriedenheit über die Kolonialverwaltung stieg auch das Bedürfnis nach solchen Schriften.

Die spanische und lateinamerikanische Aufklärung waren eng miteinander verbunden. Die Spanier selbst drohten an ihren eigenen Traditionen und religiösem Fanatismus zu ersticken. Daher entwickelte sich in Folge der französischen Revolution auch in Spanien ein liberaleres Denken. Doch die spanische Obrigkeit blieb starr und fest in ihren Traditionen verwurzelt. Sie verabsäumte es, die Strömungen des Volkes aufzunehmen. Wahrscheinlich hätte sie dadurch den Verlust der Kolonien hinauszögern können, denn die älteren Kreolen standen der Krone nach wie vor loyal gegenüber. So wären sie mit mehr Rechten und Autonomie vorerst zufrieden gewesen.

Die spanische Politik erwies sich aus zweierlei Gründen als fatal. Zum einen unterstützte die spanische Krone die Vereinigten Staaten bei ihrem Unabhängigkeitskampf gegen England und gab so ein ungünstiges Präjudiz für ihre eigenen Kolonien. Zum anderen schickten sie „Liberale“ zur Kerkerhaft in die Kolonien. So wurden auch die republikanischen Verschwörer Picornell, Cortés und Andrés in La Guaira²⁸ eingekerkert. Mit der Unterstützung der Freimaurer empfangen sie die jungen Kreolen in ihren Zellen und konnten so ungehindert konspirieren. Picornell übersetzte die „*Menschenrechte*“ ins Spanische und veröffentlichte die „*Carmañola Americana*“. Dieses Revolutionslied rief zur Einheit gegen die Unterdrückung auf und sollte vor allem die Masse mobilisieren. Gual und España griffen die Idee der inhaftierten Spanier auf und trieben einen Putsch gegen das System voran. Sie forderten die Abschaffung der Sklaverei, Aufhebung des

²⁸ Anm.: Hafenstadt unweit Caracas

Indianertributs und eine soziale Revolution jakobinischen Zuschnitts. Die Einleitung zu ihrer Verfassung glich der jakobinischen von 1791²⁹. Der Aufstand scheiterte.

Ein Kontinent erwacht

Doch nicht nur Europäer prägten das geistige Leben in den Kolonien. Auch wenn sich die Kreolen nicht auf eine amerikanische Identität berufen konnten, waren es Bürger aus den Kolonien, die ihren Anteil zur Ideengeschichte beitrugen. Sie selbst sahen sich als Europäer oder von europäischer Abstammung, doch kannten sie den Lebensraum und die kolonialen Strukturen. Über mehrere Generationen hinweg lebten sie schon in ihrer neuen Heimat.

Europäischer Abstammung waren auch die Jesuiten, deren Rolle bei der Unabhängigkeit Lateinamerikas noch nicht ganz geklärt ist. Jedoch ist anzunehmen, dass sie Wegbereiter für ein liberaleres Denken waren. Das Bildungswesen und die Universitäten lagen fest in der Hand des Ordens. Die Jesuiten bildeten die jungen Kreolen aus. Wie in Spanien vollzogen sie auch in den Kolonien den Übergang von der aristotelischen Scholastik hin zum Eklektizismus.³⁰ Liberalere Strömungen kamen auf und förderten ein aufklärerisches Denken.

Bekannt wurden die Jesuiten vor allem durch die Gründung von Missionen. Offiziell sollten sie zum Schutz und Missionierung der indigenen Bevölkerung dienen. Der Orden dokumentierte die Sprachen und Gebräuche der Indigenen und kümmerte sich auch um das soziale Wohl. Die Missionen wurden so erfolgreich geführt, dass die Jesuiten beträchtliche Gewinne erwirtschafteten. Durch den ökonomischen Erfolg stiegen die Jesuiten zu den größten Landbesitzern Lateinamerikas auf. Sie zählten aber auch zu den größten Sklavenhaltern, da die Indigenen, die in den Missionen arbeiteten, rechtlich gesehen nicht frei waren. Der Orden musste an Spanien keine Ertragssteuer entrichten, dadurch zog er zunehmend den Neid der Kreolen auf sich. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung gewannen die Jesuiten auch mehr Einfluß auf Politik und Wirtschaft. 1767 kam es zur Auflösung und Vertreibung der Jesuiten aus Lateinamerika. Der Orden stand schon länger unter Verdacht, gegen die Obrigkeit zu konspirieren. Die spanische Krone nahm die

²⁹ Kossok, Manfred: Ausgewählte Schriften; Band 2, Vergleichende Revolutionsgeschichte der Neuzeit; Das Salz in der Revolution. Jakobismus in Lateinamerika. Versuch einer Positionsbestimmung; hsg. Von Matthias Middel; Leipziger Universitätsverlag 2000; S. 104 ff

³⁰ Kossok, Manfred: Aufklärung in Lateinamerika: Mythos oder Realität; in Kolonialgeschichte und Unabhängigkeitsbewegung in Lateinamerika in Ausgewählte Schriften Band 1; Leipziger Universitätsverlag 2000; Seite 323

Bewaffnung der Indigenen durch die Jesuiten in Paraguay, die sich gegen Sklavenjäger schützen wollten, zum Anlass, den Orden zu verbieten. Der eigentliche Grund war, dass die Krone die Kolonien wieder unter ihre alleinige politische Kontrolle bringen wollte. Der Orden war der profundeste Kenner des lateinamerikanischen Ambientes.

Ein Jesuit, der sich für die Unabhängigkeit seines Kontinents einsetzte, war der Peruaner Juan Pablo Viscardo y Guzman³¹ (1748-1798). Wie seine Ordensbrüder wurde auch er ausgewiesen. Viscardo reiste nach Spanien und verließ dort den Orden in der Hoffnung, in seine Heimat zurückkehren zu dürfen. Das wurde ihm verwehrt. Er begann daraufhin durch Europa zu reisen und studierte die englischen und französischen Aufklärer. Er verfasste anlässlich der Dreihundertjahrfeier der Entdeckung Amerikas einen „*Brief an die amerikanischen Spanier*“. Dieser drückte die Ressentiments der Kreolen gegenüber den Festlandspaniern aus, verurteilte die Ungerechtigkeit der spanischen Kolonialpolitik, die Sklaverei und die Isolation Amerikas von Europa. Er bot allen verfolgten Europäern eine neue Heimat in Lateinamerika an, eine neue Gesellschaft, die sich auf Menschlichkeit begründen sollte. Da Viscardo seinen Brief auf Französisch veröffentlichte, wurde dieser in Europa sehr bekannt. Ihm ging es darum, die Anliegen der „*Americanos*“ so publik wie möglich zu machen. Francisco de Miranda war tief von Viscardo beeindruckt und verfasste eine spanische Version des Briefes. Mit dieser warb er um Unterstützung. Viscardo gilt als ein „*Precursor*“ der Unabhängigkeit in Peru und ideologisch als einer der Wegbereiter der Revolution in ganz Lateinamerika.

Ein weiterer „*Americano*“, der sich für die Rechte der Amerikaner einsetzte, war Antonio Nariño³² (1765-1823). Er entstammte einer reichen Kreolenfamilie aus Neu Granada und spielte ebenfalls eine entscheidende Rolle in der Revolution. Er übersetzte auch die Proklamation der Menschenrechte ins Spanische, ließ sie auf eigene Kosten vervielfältigen und verteilte sie an seine Mitbürger. Die spanische Obrigkeit machte ihm wegen Konspiration gegen die Krone daraufhin den Prozess. Zu seiner Verteidigung führte er die spanische Staatsdoktrin und Texte von Thomas von Aquin an. Diese sollten belegen, dass die Ideen der Menschenrechte aus christlichen und gesetzlichen Gründen nicht zu verbieten sein. Vom Gericht wurde er ins Gefängnis nach Spanien geschickt, von wo ihm die Flucht gelang. Er wurde später von Simón Bolívar zum Vize-Präsident Kolumbiens ernannt. Auch ihm wurde der Titel „*Precursor*“ verliehen.

³¹ Krumpel, Heinz: Aufklärung und Romantik in Lateinamerika; Europäischer Verlag der Wissenschaft; Frankfurt am Main 2004; Seite 125

³² Ebenda; Seite 126 ff.

Die Liste der „*Americanos*“, die ihren Teil zur Unabhängigkeit beigetragen haben, ist lang. Deren Überlegungen beruhten auf der lateinamerikanischen Wirklichkeit, die den europäischen Aufklärern verschlossen blieb. Es gibt aber auch noch einen anderen wichtigen Unterschied zu den Europäern, denn: „*Sehr im Unterschied zu Frankreich waren in Spanisch-Amerika diejenigen, die Aufklärung gedacht haben, dieselben, die später die Revolution gemacht haben.*“³³ Sie mussten für ihre Ideen auch einstehen. Angesichts von Tyrannei und Unterdrückung begannen sie über das größtmögliche Glück des Menschen nachzudenken. Dass sie dabei Klima, Natur, Sitten und Gebräuche einbezogen, bekräftigt die Theorie einer eigenständigen Ideengeschichte Lateinamerikas.

Kritik an der lateinamerikanischen Aufklärung

Doch ein wesentliches Element der europäischen Aufklärung blieb in Lateinamerika aus: Die Religionskritik. Aus europäischer Sicht das Hauptargument gegen eine eigenständige Philosophie. Freiheit bedeutete in Europa auch Säkularisierung. Autoritäten wurden nur mehr auf Basis der Vernunft oder des allgemeinen Übereinkommens anerkannt. Mit den Despoten, die ihr Recht auf Macht als gottgegeben betrachteten, musste auch das Fundament des Glaubens gestürzt werden. Durch den Einfluss der spanischen Tradition in Lateinamerika, die tief in der katholischen Kirche verankert war, erschien eine Religionskritik unmöglich. Zwar stellte sich eine kleine intellektuelle Elite gegen die Religion und forderte ein auf Vernunft basierendes Denken, blieb aber in der Verbreitung erfolglos. Ob durch das Ausbleiben der Religionskritik der Schritt in die Moderne verabsäumt wurde, bleibt in dieser Arbeit unbeantwortet, wäre aber interessant für eine eigene Untersuchung.

Die katholische Kirche ging bei der Missionierung sehr erfolgreich vor. Sie förderte einen Synkretismus. Damit konnte die Kirche eine Brücke zwischen christlicher Lehre, Mythen und Naturreligionen schlagen und somit den neuen Glauben fest in der Bevölkerung verankern. An eine Revolution ohne Gott war nicht zu denken. Selbst in Mexiko gelang es Hidalgo und Moreles nicht, die ländliche Bevölkerung rein aus sozialen und politischen Motiven zu mobilisieren.

Die Verantwortlichen der Revolution waren sich bewusst, dass Religion eine zu sensible Angelegenheit war. Der Aberglaube und religiöse Fanatismus der Bevölkerung konnte die Unabhängigkeitsbewegung in Gefahr bringen. Sie beschuldigten aber die Institution Kirche der Mitschuld und Verantwortlichkeit am Unrechtssystem der Kolonien.

³³ Kossok, Manfred: Aufklärung in Lateinamerika: Mythos oder Realität; in Kolonialgeschichte und Unabhängigkeitsbewegung in Lateinamerika in Ausgewählte Schriften Band 1; Leipziger Universitätsverlag 2000; Seite 329

Die spanische Inquisition verhinderte den intellektuellen Fortschritt in den Kolonien. Die Organisation der Kirche unterstützte den Despotismus. Erzbischöfe waren in den seltensten Fällen Kreolen, da sie meist von Spanien entsandt wurden. Der Widerstand gegen die Kirche selbst formierte sich in Lateinamerika durchaus, nicht aber gegen die Religion. Auch die Forderung Rousseaus nach einer Staatsreligion, die sich einer weltlichen Gewalt unterzuordnen hatte, wurde angedacht, scheiterte jedoch an ihrer Umsetzung. Wie in vielen anderen Bereichen der Politik und Gesellschaft schlossen die Staatsgründer auch gegenüber der Kirche Kompromisse, die ihren Einfluss unangetastet ließen. Wenn die Anführer der Revolution nichts gegen den Aberglauben und religiösen Fanatismus der Bevölkerung unternehmen konnten, so setzten sie zumindest die Religion als politisches Mittel ein. Diese half zum Beispiel bei der Mobilisierung der Massen.

Sei es eine philosophische Inkonsistenz oder nicht, aber wenn das Fehlen einer Religionskritik das einzige Argument gegen die Eigenständigkeit der Aufklärung in Lateinamerika sein sollte, so sprechen die anderen Fakten sehr wohl dafür. Denn die europäische Aufklärung stieß in Lateinamerika an ihre Grenzen.

Die Grenzen der europäischen Aufklärung

Die Ziele der europäischen und der lateinamerikanischen Revolutionen hoben sich deutlich voneinander ab. Anders als in Europa endeten die lateinamerikanischen Revolutionen in der Bildung von Nationen. Dieser Prozess war in Europa im 18. Jahrhundert schon weitgehend abgeschlossen. Für die Nationwerdung musste in Lateinamerika eine neue gemeinsame Identität erst geschaffen werden, begründete sich die alte vorerst nur auf die Klassenzugehörigkeit. Die Inhomogenität der Bevölkerung stand aber einer gemeinsamen Identität im Wege. Dieser Konflikt bestimmt den Diskurs der lateinamerikanischen Ideengeschichte bis in die Gegenwart.

Die europäischen Aufklärer berücksichtigten diese spezielle Ausgangssituation nicht, denn keiner von ihnen hatte je die Kolonien bereist. Ihr Wirken war eine direkte Reaktion auf die realen Gegebenheiten ihrer Heimatländer. Auch das damalige Menschenbild, das nach wie vor andere Rassen nicht als gleichwertig ansah, stand einer totalen Gleichstellung im Weg. Montesquieu sah zum Beispiel nichts Verwerfliches daran, sich Kolonien untertan zu machen. Die Sichtweisen über Indigene und Farbige der damaligen

europäischen Elite ergeben ein erschreckendes Bild.³⁴ Alexander von Humboldt und Jeremy Bentham waren die ersten Europäer, die sich kritisch mit der kolonialen Politik auseinandersetzten. Humboldt schrieb nach der Rückkehr von seiner Forschungsreise über die fatalen Zustände in den spanischen Kolonien und verurteilte diese. Bentham befasste sich ebenfalls intensiv mit den spanischen Kolonien in Lateinamerika.³⁵

Anders als in Europa war die Revolution in Lateinamerika eindeutig durch die kreolische Aristokratie geprägt. Diese nahm entscheidenden Einfluss auf den Verlauf, Methode und Ziel der Revolution. Die Aristokratie beanspruchte für sich die Gleichheit mit den Spaniern, grenzte sich aber zugleich von den unteren Klassen ab. Es wurde lediglich ein Austausch der herrschenden Klasse angestrebt, ohne das Klassensystem aufzubrechen. Sie forderten für sich das natürliche Recht auf Macht ein. Das gründete auf einem Rassendeterminismus, der den Farbigen und Indigenen klare Rollen zu schrieb. Daher war das Konzept der Gleichheit deutlich eingegrenzt. Eine Gleichstellung Hautfarben und Provenienzen kam für die Aristokratie nicht in Frage, denn dies würde, neben den Rassenressentiments, auch den uneingeschränkten Zugang zu Bildungseinrichtungen, Handwerk und Handel bedeuten. Grundsätzlich befürchteten sie einen ökonomischen Nachteil durch die Aufhebung der Klassen.

Die Probleme der Sklaverei und die Stellung der Indigenen in der Gesellschaft stellten sich den europäischen Aufklärern hingegen nicht. „*Der Mensch ist frei geboren, und überall liegt er in Ketten*“³⁶; Ob Rousseau damit die Abschaffung der Sklaverei im Sinn hatte, ist fraglich. In Lateinamerika wurde Rousseau jedenfalls in diese Richtung nicht gelesen.

Die zunehmende Unzufriedenheit und der Wunsch nach Freiheit wuchsen auch in den unteren Klassen. Diese beteiligten sich an der Revolution, wurden aber von den Aristokraten und Spaniern nur als Mittel zum Zweck gesehen. Die Kreolen folgten der europäischen Aufklärung in den Punkten nicht, wo sie das gesellschaftliche System antasteten. Da es nach der Revolution keine Neuaufteilung des Landes gab und die Abschaffung der Sklaverei nur sehr schleppend umgesetzt wurde, ist an der sozialen Komponente der Revolution zu zweifeln.

³⁴ Galeano, Eduardo: Die offenen Adern Lateinamerikas. Die Geschichte eines Kontinents; Perter Hammer Verlag; Wuppertal; 18. Auflage 2005; Seite 94

³⁵ Bentham, Jeremy: Colonies, Commerce, and Constitutional Law; Rid Yourselves of Ultramarina and Other Writings on Spain and Spanish America; in The Collected Works of Jeremy Bentham; Clarendon Press; Oxford 1995

³⁶ Rousseau, Jean-Jacques: Gesellschaftsvertrag; Reclam Verlag, Stuttgart 2003; S. 5

Aber auch dort wo die Umsetzung der Ideen der europäischen Aufklärung zu Radikalismen neigte, stieß diese ebenfalls an ihre Grenzen. Der Sklavenaufstand in Haiti schreckte die Aristokraten ab. Die haitianische Revolution schloss direkt an die Ideale der französischen an und war in ihrer Methode eindeutig jakobinisch geprägt. Die Aristokraten erteilten solchen Revolutionsexperimenten eindeutig eine Absage. Robespierre stellte die Frage, ob eine „*Revolution ohne Revolution*“³⁷ überhaupt möglich sei. Eine Verschmelzung politischer und sozialer Ideen war für die Aristokratie absolut unerwünscht. Sie standen dem realpolitischen Potenzial der europäischen Aufklärung skeptisch gegenüber. Die Kreolen waren nicht bereit, bis zur letzten Konsequenz für die Ideale einzutreten. Ein politisches System, das auf allgemeiner Volkssouveränität aufbaute, bedeutete für sie Anarchie. Das feudale Denken blieb somit weiterhin präsent. Die unteren Klassen erhoben sich daher für mehr Freiheit und mehr Rechte gegen die Aristokraten. Dadurch wurden die Kreolen gleichzeitig selbst zum Ziel einer Freiheitsbewegung. Der Kampf gegen die Tyrannei wurde auf zwei Ebenen geführt: Aristokratie gegen spanische Krone und die unteren Klassen gegen Aristokratie.

Auch wenn der Austausch der herrschenden Klasse keine Veränderung im Sinn der Aufklärung brachte und nur eine Verlängerung des despotischen Systems bedeutete, folgten die Lateinamerikaner einer wesentlichen Forderung der europäischen Philosophen. Nach den Grundsätzen Montesquieus dachten sie über Gesetze nach, die Sitten und Gebräuchen sowie Klima und Umgebung der Amerikaner entsprachen. Dieses Problem stellte sich Bolívar, als es darum ging, die Revolution zu stabilisieren. Er musste einen gesetzlichen Rahmen schaffen, welcher der Identität Lateinamerikas entsprach.

Simón Bolívar und die Aufklärung

Gilt Simón Bolívar im zeitgenössischen Sinn als aufgeklärt? War er im Sinne der lateinamerikanischen Ideengeschichte vielleicht sogar ein Aufklärer?

Sein Lehrer Simón Rodríguez führte den jungen Bolívar in das Werk der europäischen Aufklärer ein. Bei diesem Unterricht muss er so leidenschaftlich gewesen sein, dass er andere Fächer vernachlässigte. Auf Bolívars Lehrplan standen Bacon, Spinoza, Hobbes, Locke, Hume, Voltaire, Montesquieu und vor allem Rousseau. Rodríguez war ein leidenschaftlicher Anhänger Rousseaus. Er förderte den kritischen Geist Simóns, sodass dieser nicht nur in der Lage war, Wissen wiederzugeben, sondern auch damit selbstständig

³⁷ Kossok, Manfred: Aufklärung in Lateinamerika: Mythos oder Realität; in Kolonialgeschichte und Unabhängigkeitsbewegung in Lateinamerika in Ausgewählte Schriften Band 1; Leipziger Universitätsverlag 2000;

zu argumentieren. Für Rousseau wäre Bolívar sicher ein ideales Beispiel für einen aufgeklärten Menschen gewesen: „*Selbst zu denken und selbst zu sein.*“³⁸ Von Rodríguez lernte Bolívar die Konzepte von Freiheit und Gleichheit.

Durch seinen Reichtum genoss Bolívar alle gesellschaftlichen Vorteile. Simón bekam eine gute Ausbildung und konnte sich auf einflussreiche Kontakte berufen. Seine gesellschaftliche Stellung und sein Besitz hätten ihm fast jede denkbare Freiheit ermöglicht. Doch Bolívar wollte mehr. Im Gegensatz zu seinen Mitstreitern, die nur ökonomische und politische Freizügigkeit anstrebten, folgte er dem Ideal selbst. Er interpretierte die Freiheit als absolut. Sein Ziel war es, die gesamte Bevölkerung, ohne Ausnahmen, von den Spaniern zu befreien. Gegen das despotische System anzukämpfen, dazu verpflichtete ihn sein Gerechtigkeitsgefühl. Sein Konzept der Freiheit sah Veränderungen im großen Stil vor. Diese sollten nicht nur aus rein pragmatischen Gründen erfolgen.

Im Hause Bolívar herrschten Gehorsam, Loyalität und christliche Tradition vor. Die Ausbildung durch Simón Rodríguez bildete dazu einen starken Gegenpol. Rodríguez lehrte ihn ein philanthropisch liberales, aber kein christliches Denken. Dadurch wurde Bolívar zu einem Rationalisten und Materialisten. Nach dem Tod seiner Eltern spielte der Glaube keine wichtige Rolle mehr in seinem Leben. Tatsächlich stand er diesem eher skeptisch gegenüber. Dennoch konnte man ihn nicht als Atheisten bezeichnen. In keinen seiner Dekrete, Manifeste oder Briefe wandte er sich dezidiert gegen die Religion. Er war sich ihrer Macht bewußt und trieb daher Politik mit ihr.

Die einzige Instanz, die Bolívar anerkannte, war die Vernunft. Die stärksten Eindrücke hinterließen bei ihm Rousseaus „*contract social*“ und Montesquieus „*L'Esprit des Lois*“. Was aber nicht bedeutete, dass Bolívar die Franzosen vorbehaltlos übernahm. Deren Stellenwert sah er nur in einem rein europäischen Kontext. Wie schon angedeutet, konnte Bolívar sich nur bedingt auf die europäischen Vorbilder stützen, dennoch stellte er nicht den Anspruch eine neue Philosophie zu schaffen. Er war ein Realist und stellte sich gegen jeglichen politischen Idealismus. Bolívar wandte sich gegen jede rein theoretische Form des Denkens. Das Werk von Francis Bacon, dieser gilt als Begründer des modernen Empirismus, dürfte daher einen entscheidenden Eindruck auf ihn hinterlassen haben. Nicht nur, dass Bolívar die moralischen Tugenden besaß, die Bacon von einem Staatsmann

³⁸ Lynch, John: Simón Bolívar A Life; Yale University Press; New Haven and London 2006; Seite 32

forderte, war er in seinem Denken stark empirisch. Die Zukunft Lateinamerikas musste nach der Wirklichkeit gestaltet werden und nicht einem utopischen Ideal folgen. Den Philosophen folgte er deswegen nicht vorbehaltlos. Bolívar verwendete aber die ihm bekannten Theorien der Philosophen für seine politischen Ziele da, wo sie ihm zweckmäßig erschienen, und verwarf sie dort, wo sie ihm hinderlich waren. Er verehrte Rousseau, hielt aber nicht dogmatisch an ihm fest. Bolívar bediente sich der europäischen Philosophie, erkannte aber zugleich ihre Schwächen.

Aber nicht nur mit der Philosophie beschäftigte sich Bolívar. Er war mit der Geschichte der Antike und den Theorien der ersten Republiken vertraut. Eine Verklärung Roms oder Spartas kam für ihn dennoch nicht in Frage. Auch in diesem Punkt verwehrte er sich gegen eine reine Umsetzung der Ideen.

Das einzige Leitmotiv, dem er sein Leben lang treu blieb, war die Freiheit. Dafür war er bereit, alles zu geben. So wie Bolívar erhob Jeremy Bentham die Freiheit für alle zum generellen Prinzip. Das größtmögliche individuelle Glück wurde zum Kernthema des Utilitarismus. Diese Ideen hinterließen einen tiefen Eindruck in Bolívars Ideenwelt. Er selber bezeichnete sich als Schüler Benthams und Mills. Trotzdem verbot Bolívar 1828 die Schriften Benthams. Es war die Zeit, in der sich der Staat nach der Revolution bereits konsolidiert hatte. Ob er schließlich selbst die Schriften zu gefährlich hielt, ist nicht belegt. Möglicherweise gab er der Bourgeoisie nach, die den Utilitarismus als zu gefährlich betrachtete. Sie sah durch dieses Ideengut ihre Kinder gefährdet. Wahrscheinlicher ist aber, dass er dem Drängen der Kirche nachgab, zu der Bolívar eine Annäherung versuchte.³⁹

Bolívar musste eine Revolution erfolgreich zu Ende führen, einen Staat aus dem Nichts erschaffen, eine Gesellschaft formen und dabei auf die regionalen Gegebenheiten und Identitäten Rücksicht nehmen. Die europäische Aufklärung konnte ihm dabei nur bedingt behilflich sein, da sie den Sonderfall Lateinamerika nicht berücksichtigte. Wie stand es aber um radikalere Ideen aus Europa? Wie war seine Haltung zur Gewalt als Instrument sozialpolitischer Veränderung? Welchen Stellenwert hatte das persönliche Glück, wenn es um die Durchsetzung revolutionärer Ziele ging?

³⁹ Masur, Gerhard: Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas; Südverlag; Konstanz 1949

Simón Bolívar und „Guerra a Muerte“

Radikale Ideen aus Europa

Wie erwähnt, war die französische Revolution das Vorbild für Simón Bolívar. Wenn aber die europäische Aufklärung nur bedingt für ihn Gültigkeit in Lateinamerika hatte, wie verhält es sich mit den radikaleren Ideen, die sich in Paris ihre Bahn brachen? Die Schreckensherrschaft von Maximilian de Robespierre und den Jakobinern in Frankreich öffnete ein blutiges Kapitel der Geschichte. 1789, nachdem König Ludwig XVI. die Generalstände aufgehoben hatte, konstituierten sich die Jakobiner als politischer Klub in Paris. 1793 setzten sich die Jakobiner gegen ihre direkten Konkurrenten, die Girondisten, durch und forderten den Prozess gegen den König. Ihr Ziel war die Einführung einer Republik. Dafür mobilisierten sie die einfachen Bürger und Landbewohner, denen sie umfangreiche soziale Veränderungen in Aussicht stellten. In Folge kam es zu politischen Massenhinrichtungen, und die Revolution nahm diktatorisch-terroristische Ausmaße an. Im Namen der Freiheit und Gleichheit forderte sie viele Opfer. Unter der Führung Robespierres und dem Konvent entstand eine Dynamik, die nicht mehr zu kontrollieren war. Nicht nur König und Adel, sondern auch einfache Bürger ließen ihr Leben. Obwohl der Terror als systematisches Mittel gegen die Feinde der Revolution eingesetzt wurde, war niemand mehr davor sicher, auch nicht die Befürworter des Regimes. Nicht nur Feinde der Revolution und politische Konkurrenten fielen ihr zum Opfer, es wurden auch unliebsame Mitbürger denunziert und auf die Guillotine geschickt.

Die Struktur des organisierten Terrors

Oberstes Ziel des Jakobismus war die Errichtung einer Republik. Soziales Elend und feudale Zustände sollten abgeschafft werden. Dafür wurde die breite Masse mobilisiert und bewaffnet. Als ideologische Grundlage dienten die Menschen- und Bürgerrechte. Das Motto: „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns“ beschwor die Einheit. Wer sich gegen die gemeinsame Sache stellte, musste mit dem Tod rechnen. Kennzeichen für den Kampf gegen den Despotismus waren: Einheit und Gewalt. Dieser Kampf wurde mit letzter Konsequenz geführt.

Karl Marx bemerkte über den Jakobismus: *„Der französische Terrorismus war nichts als eine plebejische Manier, mit den Feinden der Bourgeoisie, dem Absolutismus, dem Feudalismus und dem Spießbürgertum, fertigzuwerden.“*⁴⁰ Er sah in der Terrorherrschaft eine klare Struktur. Nicht nur, dass es eine Verschmelzung beider Klassen gab, die Massen

⁴⁰ Karl Marx: Die Bourgeoisie und die Konterrevolution; in MEW Band 6; Dietz Verlag Berlin 1982; S.107

wurden von einer Elite geführt. Die Jakobiner übernahmen die Methode des „einfachen“ Volkes, die Mittels Gewalt ihre Konflikte zu lösen pflegte. Der Volkszorn wurde kanalisiert und gezielt gegen die Feinde eingesetzt. Die Elite lenkte also die Gewalt, sonst wäre es nur eine Volkserhebung gewesen. Die Bewegung auf die „breite Masse“ zu stützten war ein wichtiges und wesentliches Merkmal der Jakobinerherrschaft. Daher konnte es für Robespierre keine „*Revolution ohne Revolution*“ geben. Ein reiner Austausch der herrschenden Klasse kam für ihn und die Jakobiner nicht in Frage. Die Revolution bekam damit auch eine soziale Komponente.

Die Methode des systematischen Terrors war einfach: Angst und Schrecken. Die Jakobiner erhofften sich dadurch, jede Konterrevolution im Keim zu ersticken. „Für uns oder gegen uns!“ teilte die Gesellschaft in zwei Parteien. Feinde der Revolution hatten mit dem Tod zu rechnen. Die Abschreckung war ein wichtiges Element des Terrors, um jeglicher Konspiration zuvorzukommen. Konterrevolutionäre sollten nicht die Möglichkeit haben, sich offen gegen die Revolution zu stellen. Durch diese Radikalisierung wurde die Bewegung auf Kurs gehalten, bis Robespierre selbst zum Opfer wurde. Erst durch seinen Tod wurde der Schreckensherrschaft Einhalt geboten.

Die Jakobiner glaubten, durch den systematischen Terror der Revolution Kontinuität zu geben. Der Tod der Gegner tilgte deren Besitz- und Herrschaftsanspruch. Ohne Rücksicht wurde gegen diese vorgegangen, um sich vor Rückforderungen zu schützen. Obwohl sich die Jakobiner auf die Menschen- und Bürgerrechte beriefen, standen sie durch die Radikalisierung eindeutig in Opposition zu diesen Idealen.

Legitimation und ethische Normen des Terrors

Die Radikalisierung im Verlauf der französischen Revolution wirft die Frage nach den ethischen Grenzen auf. Steht die Idee höher als das Individuum? Oder müssen Systemwechsel unter Rücksicht auf die Rechte jedes Einzelnen vonstatten gehen? Ist der subjektive Blickwinkel hinderlich, wenn es um das Ganze geht? Hat denn nicht nur ein absoluter Gedanke seine Wirkung in der Geschichte und kann unter diesem Aspekt noch Rücksicht auf das Individuum genommen werden?

Der Konflikt zwischen Idee und Individuum stellt sich besonders beim Einsatz von systematischem Terror. In der jeweils aktuellen Gegenwart lässt sich nicht abschätzen, ob eine Idee es wert ist, sie mit Gewalt durchzusetzen. Dazu kommt, dass der Mensch das Grundrecht auf seine Unversehrtheit hat. Dieses Menschenrecht soll ihn vor Willkürakten

und vor der Gewalt schützen. Gesellschaftlich gesehen ist es ein Vertrag, der als Grundsatz den Respekt vor dem Leben vorsieht. Rechtfertigt also seine einseitige Kündigung den Einsatz von Gewalt zum Schutz des Individuums? Eine Gemeinschaft sieht auf Basis des Rechts das Mittel der Gewalt vor, um sich und ihre einzelnen Teile zu schützen. Dem liegt die Übereinkunft zu Grunde, dass eine Reaktion auf einen individuellen Akt der Gewalt legitim ist.

Wie verhält es sich aber, wenn Gewalt als aktives Mittel zum Erreichen eines Ziels eingesetzt wird? Jeder Krieg löst Konflikte mittels Gewalt. Bei Revolutionen verhält es sich ähnlich; nur die wenigsten Umstürze in der Weltgeschichte verliefen ohne Blutvergießen. Es stellt sich die Frage der Legitimation und wer diese geben kann. In der französischen Revolution war es der Konvent, der die Todesurteile aussprach: eine vom Volk gewählte Versammlung, die übereinkam, die Revolution zu radikalisieren. Darf der Volkswille, vor allem wenn er in diesem Punkt nicht auf Einstimmigkeit beruht, soweit gehen? Wenn die humanistischen oder aufklärerischen Ideen als Legitimation zum Einsatz so extremer Mittel dienen, führt die Gewalt nicht das Ideal ad absurdum? Oder ist Gewalt notwendig, um das Ideal der Gleichheit und der Freiheit zu verwirklichen, da die herrschende Klasse sonst ihre Positionen nicht aufgibt? Wenn Gewalt dazu notwendig ist, den Schutz des Individuums zu gewährleisten, wer oder was ist dann berechtigt, die Verträge aufzukündigen? Dieser Konflikt ist nicht aufzulösen.

Genauso wenig lassen sich die Auswirkungen des systematischen Terrors abschätzen. Tiefe Kluften entstehen zwischen den Teilen der Gesellschaft, die keinen Zusammenhalt zwischen ihren Bürgern, Familien und Freundschaften mehr kennt. Es entsteht eine Dynamik, die nicht zu beherrschen ist. Die Gefahr einer Konterrevolution oder eines Bürgerkrieges steigt. Das politische und gesellschaftliche Klima radikalisiert sich. Über Generationen hinweg kommt es zu einer Verrohung der Gemeinschaft. Ein Übergang zu einer Demokratie, die auf gleichwertigen Bürgern und Meinungen beruht, ist nicht möglich. Der Terror kann keine gegenteilige Meinung zulassen. Daher kann Gewalt in dieser Dimension, wenn überhaupt, nur als kurzfristiges Mittel zur Eindämmung von Konflikten, aber nicht als ein langfristiges Instrument eingesetzt werden. In Frankreich jedoch wurde der Terror zum allgemeinen Gesetz erhoben. Ein Ende war nicht abzusehen.

Die Vorteile, die man sich durch den Einsatz von Gewalt erhofft, sind vergleichsweise gering. Dabei soll die abschreckende Wirkung zum raschen Erfolg führen. Angst soll sich unter den Feinden verbreiten und so demoralisierend wirken. Eine Radikalisierung soll den Entschluss zur bedingungslosen Umsetzung unterstreichen. Wenn Gewalt gründlich eingesetzt wird, und zur vollkommenen Vernichtung des Gegners führt, garantiert sie auch eine gewisse Nachhaltigkeit. Die Anwendung erstreckt sich aber dann über mehrere Generationen und sieht auch die komplette Auslöschung ganzer Familien vor. Gegenüber dem Jakobismus in Revolutionen ist im Krieg diese Taktik schon lange bekannt. Obwohl das Kriegsrecht eine exzessive Gewaltanwendung verhindern und die Zivilbevölkerung vor Übergriffen schützen soll, wird Gewalt nach wie vor eingesetzt. Mit Angst und Schrecken soll Druck auf alle Teile der Gesellschaft erhöht und so das System gestürzt werden. 1812, nach dem Zusammenbruch der ersten Republik⁴¹ von Venezuela, stand Simón Bolívar vor einem ähnlichen Problem. Die Royalisten begannen die Konterrevolution zu radikalisieren und der Krieg nahm grausame Züge an.

Der Krieg eskaliert

Unter der Führung von General Monteverde eroberten die Royalisten die strategischen wichtigen Städte Caracas und Coro zurück. Bekannt wurde der General dadurch, dass er dabei rücksichtslos gegen die Zivilbevölkerung vorging. Er schreckte auch nicht davor zurück, Frauen und Kindern ermorden zu lassen. Die Devise lautete: niemanden unter sieben Jahren zu verschonen. Tatsächlich war jedoch überhaupt niemand vor den heranrückenden spanischen Truppen sicher. Eine bis dahin noch nicht gekannte Welle der Gewalt überflutete das Land und versetzte die Bevölkerung in Angst und Schrecken.

Der Terror veranlasste die Bevölkerung nach Neu-Granada oder in den Osten des Landes zu fliehen, um der grausamen Verfolgung durch die marodierenden spanischen Truppen zu entgehen. Viele der Vertriebenen schlossen sich der Revolutionsarmee an. Eine Spirale der Gewalt wurde ausgelöst. Rache erzeugte Rache.

Das spanische Kalkül war einfach: Töten ist einfacher als Internieren. Um das Land zu befrieden und die aufständischen Städte und Dörfer dauerhaft zu bewachen, fehlten die Zeit und die Soldaten. Außerdem sollte ein Exempel statuiert werden. Darum zogen es die Spanier vor, ganze Landstriche zu verwüsten und zu entvölkern, um jeglichen Widerstand unmöglich zu machen;

⁴¹ Anm.: Siehe Kapitel Simón Bolívar und „Manifesto Cartagena“

eine „Politik der verbrannten Erde“. Mindestens ein Drittel der Einwohner Venezuelas wurden in diesen Kriegsjahren entweder ermordet oder vertrieben. Damit sich der Schrecken und Terror entfalten konnte, wurde der Ausrottungskrieg von den Spaniern auf allen Ebenen erbarmungslos geführt. In der Absicht, der Revolution nachhaltig jegliche Basis zu entziehen, wurde der Terror totalisiert. Bei keiner Macht, irdisch oder überirdisch, sollte das Volk mehr Zuflucht finden können. Daher musste auch die Zivilbevölkerung mit Verfolgung und grausamen Folterungen rechnen. Frauen und Kinder wurden in Kirchen zusammengetrieben, wo man sie regelrecht schlachtete. Die letzten Hemmungen fielen, eine bis dahin noch nicht gekannte Grausamkeit suchte das Land heim.

Unter den Vollstreckern der Terrorstrategie von General Monteverde stachen besonders Antonio Zuazola und José Tomás Boves hervor. Zwei Spanier, die durch extreme Gewaltexzesse auffielen. Nach der Rückeroberung von Caracas richtete Zuazola eine Schreckensherrschaft ein, der fast alle verbliebenen Revolutionäre zum Opfer fielen. Darunter waren auch Verwandte und Freunde Bolívars, der deshalb vor allem Zuazola Rache schwor.⁴²

Was den Revolutionären nicht gelang, nämlich die einfache Landbevölkerung der Llanos⁴³ auf ihre Seite zu ziehen, schaffte Boves. Er rekrutierte die Llaneros, Viehhirten zu Pferd, die dadurch sehr beweglich waren und großen Schaden anrichten konnten. Der Krieg konzentrierte sich damit nicht auf die Städte, sondern weitete sich auf das ganze Land aus. Da die Llaneros meist Mulatten oder Mestizen waren, gehörten sie einer den Kreolen untergeordneten Klassen an. Ihr sozialer und wirtschaftlicher Aufstieg war damit deutlich begrenzt. Die Spanier versprachen ihnen als Gegenleistung für die Unterstützung eine soziale Besserstellung. Ironischer Weise bekam die Revolution durch die Spanier eine soziale Komponente. Die Kreolen ließen sich die Einmischung nicht gefallen und begannen auf zwei Fronten, gegen die Spanier und gleichzeitig gegen die unteren Klassen, zu kämpfen.

Der Vernichtungskrieg

Als der Krieg schon in all seiner Grausamkeit das Land zu zerreißen drohte, erließ Simón Bolívar am 15. Juni 1813 eines seiner umstrittensten Dekrete: „*Guerra a Muerte*.“⁴⁴ Er rief darin den totalen Vernichtungskrieg gegen die Spanier aus und setzte den Terror als Mittel

⁴² Masur, Gerhard: Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas; Südverlag; Konstanz 1949; S. 182 ff.

⁴³ Anm.: Llanos: Graslandschaft in Venezuela.

⁴⁴ Doctrina del Libertador; Simón Bolívar: Guerra a Muerte S. 20; Übers.: „Krieg bis zum Tod“; Anm.: Quelle in weiterer Folge nur mehr mit „G.a.M“, Seitenzahl und Übersetzung angegeben.

ein. Zu diesem Zeitpunkt hatte Bolívar nicht die Befugnisse, ein Gesetz dieses Ausmaßes zu erlassen, denn er hatte lediglich den Rang eines Offiziers. Er legte es aber dem Kongress von Neu Granada vor, die es bestätigten und zum allgemeinen Gesetz erhoben. Damit legitimierte der Kongress das systematische Morden.

Das Gesetz beinhaltet im Kern den Aufruf zur Vernichtung der Feinde. Bolívar droht allen Spaniern und Kanaren mit dem Tod, selbst wenn diese sich nicht aktiv am Kampf gegen die Revolutionäre beteiligten. Der Gegner war damit klar definiert: Spanier, die sowohl aktiv gegen die Revolution kämpften oder sich einfach nur passiv verhielten. Den Begriff des „Amerikaners“ definierte Bolívar hingegen nicht so strikt, um so eine größere Identifikationsmöglichkeit zu geben. Zumindest mussten man sie sich aber zur Freiheit bekennen. Bolívar lud mit diesem Gesetz die Gegner ein, sich der Revolution anzuschließen, selbst wenn sich diese bereits schuldig gemacht hätten. Durch die Anerkennung der Unabhängigkeit Lateinamerikas würden sie zu Amerikanern werden. Damit sprach Bolívar gleichzeitig eine Generalamnestie für alle Verbrechen gegen die Revolution aus. Wer sich immer noch gegen den Freiheitskampf stellte, musste ausnahmslos mit dem Tod rechnen. Durch dieses Gesetz waren die Kriegsparteien von Bolívar klar definiert: Spanier gegen Amerikaner. Durch diese strikte Trennung gab es in Lateinamerika nur mehr Revolutionäre und Konterrevolutionäre, eine neutrale Haltung war damit nicht mehr möglich.

Simón Bolívar gab den Anstoß für ein Gesetz, welches das systematische Töten zum allgemeinen Gesetz erhob. Damit zeigte er seine Entschlossenheit, mit der er bereit war für die Freiheit zu kämpfen. Er brach aber damit gleichzeitig, aus einem strategischen Kalkül, aus jeglichem moralischen Rahmen aus. Die Vernichtung des Feindes wurde zur Handlungsmaxime. Dieser Schritt war sein insgesamt radikalster und führte zu heftigen Kontroversen in der historischen Rezeption Bolívars. Das Gesetz wurde bis zum Ende der Revolution angewandt und kam speziell dann zum Einsatz, wenn es der Kriegsverlauf verlangte. Bolívar griff mehrmals auf die Strategie der Vernichtung zurück, die durch den Status eines Gesetzes legitimiert wurde.

Da Simón Bolívar als Rationalist gilt, stellt sich daher die Frage was ihn zu diesem Dekret bewog. Bolívar wusste bestimmt, dass dieses Gesetz verheerende Auswirkungen auf den Verlauf der Revolution haben wird, dennoch war er bereit diesen radikalen Weg zu gehen. Was waren seine Gründe dafür? War es Rache? Ein tief verwurzelter Hass gegen

die Spanier? Oder waren es strategische Überlegungen? Fest steht, dass Bolívar mit diesem Gesetz gegen das Kriegs- und die Menschenrechte verstieß.

Das Gesetz des Terrors

Grundlage für Bolívars Dekret war ein Dokument seines früheren Nachbarn Antonio Nicolás Briceño⁴⁵, der wegen seiner Grausamkeit „*El Diablo*“ genannt wurde. Wie Zuazola oder Boves kannte auch Briceño keine moralischen Normen mehr. Briceño legte einen umfassenden Plan vor, der zur Ausrottung der Spanier in Lateinamerika führen sollte. Das Motiv war für ihn aber nicht die Dynamisierung des Krieges, sondern ökonomischer Natur. In Cartagena eröffnete er Bolívar seinen Plan. Dieser war in 15 Artikel unterteilt und setzte auseinander, wie durch den Vernichtungsfeldzug gleichzeitig der größtmögliche Gewinn gemacht werden konnte. Sein Plan definierte nicht nur, dass jeder angetroffener Spanier ein Feind war, sondern regelte auch die genaue Aufteilung der Kriegsbeute. Um die Soldaten zum Töten zu animieren, knüpfte er militärische Beförderungen an abgeschlagene Köpfe von Spaniern. Simón Bolívar schreckte dieser Entwurf zunächst ab, er verwarf ihn aber nicht vollständig. Er beschränkte sein Dekret auf Artikel 2 des Planes, der vorsah alle Spanier zu töten, die zumindest bewaffnet angetroffen wurden, bis der Kongress von Neu-Granada ein umfangreicheres Gesetz genehmigte. Briceño ging Bolívars Dekret nicht weit genug. Den beiden ersten Spaniern, die er antraf, schlug er die Köpfe ab. Mit einem blutgetränkten Brief schickte er diese an Bolívar, um seine Entschlossenheit zu unterstreichen. Simón Bolívar war über die Vorgehensweise Briceños empört. Nicht, weil es sich bei den beiden um wehrlose über 80 jährige Männer handelte, sondern wegen der Missachtung von direkten Befehlen und dem Bruch von Gesetzen. Über die Grausamkeit der Hinrichtung verlor er kein Wort. Auch wenn Simón Bolívar bereit war, bis zum Äußersten zu gehen, wollte er Willkür einen Riegel vorschieben. Alles mußte in geordneten Bahnen und auf der Grundlage von Gesetzen geschehen. Zudem war er ein Militarist, der die strikte Einhaltung von Befehlen und bedingungslosen Gehorsam einforderte. Um „*Guerra a Muerte*“ in Bolívars Denken und Handeln einzuordnen, entwickelten Historiker verschiedene Theorien.

Theorie: Motiv der Rache

Eine Positionsbestimmung von „*Guerra a Muerte*“ in Bolívars Denken gestaltet sich als schwierig, da das Dekret vielschichtig und unter verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten ist. In der Rezeptionsgeschichte Bolívars gab es durchaus Versuche, dieses

⁴⁵ Madariaga, Salvador de: Bolívar; übersetzt v. Helmut Lindemann; Hollis & Carter; London; S. 180

Dekret und seine Auswirkungen zu relativieren. Die Kernaussage aber, die totale Auslöschung des Feindes, ist unmissverständlich. In den Rahmen einer mythischen Verklärung, wie Bolívar sie erfuhr, passt das Bild eines Schlächters aber nicht. Bolívar hat mit seinem Dekret und der Strategie der Vernichtung seinen Teil zur „*historischen Gewöhnung an die Gewalt*“ in Lateinamerika beigetragen. Zu verwerfen ist die Theorie, dass Bolívar bloß aus Rache bereit war, Anarchie und Willkür zu fördern. Der Ermessensspielraum wer als Feind galt, oblag den einzelnen Offizieren, zu denen auch habgierige oder rachsüchtige wie Briceño gehörten. Der Zeitpunkt des Dekrets spricht vielmehr für eine Reaktion auf die Kriegseignisse. Simón Bolívar war ein Augenzeuge der Gewalt, die das Land überzog.

Er musste selbst um Verwandte und Freunde trauern, die dem exzessiven Terror der Spanier zum Opfer fielen. Jeder Schritt Bolívars war aber mit Bedacht gewählt. Eine unmittelbare Reaktion im Affekt persönlicher Betroffenheit kann ausgeschlossen werden. Er hatte durchaus Anlass zur Vergeltung, daher kam es schon vor, dass er nach einer Niederlage Gefangene erschießen ließ. Es sind aber keine Gesetze oder Verordnungen Bolívars bekannt, die aus Willkür entstanden. Er war zu besonnen, um solche Fehler zu begehen. Die Vergeltungstheorie reicht als Erklärung dafür nicht aus, dass Bolívar den systematischen Massenmord als Strategie einsetzte. „*Guerra a Muerte*“ liefert daher auch keinen Hinweis auf eine grausame sadistische Seite Bolívars.

Theorie: Geschwindigkeit und Terror

Simón Bolívars militärisches Handeln waren von zwei Faktoren bestimmt: Geschwindigkeit und Improvisation. Es gelang ihm durch geschicktes Taktieren die feindlichen Stellungen zu überraschen und so schnelle Erfolge zu erzielen. Die Spanier waren hingegen starr und träge. Sie reagierten lediglich auf Angriffe. Überfallsartig griff Bolívar die feindlichen Stellungen an, um so ein schnelles Vorankommen zu sichern. Bolívars ausgezeichnetes Talent zur Improvisation verhalf ihm oft, den entscheidenden Vorteil für den Sieg zu erringen. Wurde aber seine Armee geschlagen, machte er sich sofort daran, eine neue aufzustellen. Sein Ziel, die Befreiung Lateinamerikas, trieb ihn zu organisatorischen Höchstleistungen. Seine Improvisationsgabe und organisatorische Beweglichkeit brachte ihm gegenüber den Spaniern letztlich den Erfolg. Nicht nur um das Hinterland zu sichern, sondern auch zur Einschüchterung des Gegners setzte er Terrormaßnahmen ein. Madariaga de Salvadors Theorie⁴⁶, dass „*Guerra a Muerte*“ ein Instrument gewesen sei, um Simón Bolívar militärische Vorteile zu verschaffen, trifft den

⁴⁶ Madariaga, Salvador de: Bolívar; übersetzt v. Helmut Lindemann; Hollis & Carter; London; S. 182 ff

Punkt nicht genau. Nach Salvador sollten schnelles Vorrücken und Terror im Hinterland Bolívar zum Erfolg verhelfen. Das grausame Vorgehen sollte den Gegner abschrecken und demoralisierend wirken. Die Kriegstaktik „Geschwindigkeit und Terror“ wurde aber ohnehin von beiden Parteien angewandt, dafür bedurfte es nicht noch eines eigenen Gesetzes. Es ist kaum anzunehmen, dass Bolívar eine moralische Legitimation benötigte. Das Ideal der Freiheit selbst reichte für ihn aus. Mit oder ohne „*Guerra a Muerte*“ hätte der Krieg seinen blutigen Höhepunkt erreicht. Sicherlich war Bolívar bereit, für den Kampf für die Unabhängigkeit alles zu geben, daher ist die Theorie nicht komplett abzuweisen. Ob der Anlass dazu ausgereicht hätte, dieses radikale Dekret zu erlassen, bleibt zu bezweifeln.

Theorie: Verheerung des Landes

Gerhard Masurs vertrat die These: „*dass Bolívar es vorzog seine Heimat zu opfern, bevor er diese den Spaniern kampflos übergab*“.⁴⁷ Die Idee hinter „*Guerra a Muerte*“ sei es gewesen, das Land in einen jahrelangen Vernichtungskrieg zu stürzen und es somit auf Jahre hinweg zu verheeren. Den Spaniern sollte es unmöglich gemacht werden, die Kolonien zu befrieden. Sie sollten jederzeit mit Rebellionen rechnen müssen und der ökonomische Vorteil, den sie durch die Kolonien hatten, sollte schwinden. Die Befreiung Lateinamerikas war für Bolívar nur eine Frage der Zeit. Den Spaniern sollte die Rückeroberung daher so teuer und so schwer wie möglich gemacht werden.

Unterstützt wird diese Theorie dadurch, dass im Jahr des Erlasses, 1813, sich Napoleons Regentschaft dem Ende zuneigte. Es war absehbar, dass die Kräfte in Europa sich neu ordnen würden und Spanien sich aus der Umklammerung Frankreichs würde lösen können. Die freigewordenen Ressourcen und Energien würden dann möglicherweise den entscheidenden Ausschlag für den Erfolg der Restauration der Kolonien geben. Die ungeteilte Aufmerksamkeit Spaniens für dieses Ziel drohte, und Venezuela bot sich als idealer Brückenkopf für die Rückeroberung des Kontinents an. Gestützt auf die noch immer zur Krone loyale Kirche wäre es ein Leichtes gewesen, den Druck von innen und außen zu erhöhen. Um diese Gefahr zu bannen, habe es Bolívar vorgezogen, das Land ins Chaos zu stürzen.

Das Land in einen vernichtenden Krieg zu stürzen, war für Bolívar kein ungefährliches Unterfangen. Wenn er diese Strategie angestrebt hätte, müsste ihm bewußt gewesen sein, dass er im Falle eines Sieges vor denselben Problemen stehen würde, wie er sie den Spaniern wünschte. In der letzten Konsequenz hätte es auch die totale Auslöschung des

⁴⁷ Masur, Gerhard: *Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas*; Südverlag; Konstanz 1949; S. 184

Feindes bedeutet. In einen Brief an Pedro Gual hingegen hält er fest: *„En las Guerras civiles es política el ser generosos, porque la venganza progresivamente se aumenta“*⁴⁸

Bolívar wollte mit „Guerra a Muerte“ die Kriegsparteien eindeutig definieren, was zum Zeitpunkt des Erlasses schon kaum möglich war. Einige Kreolen waren nach wie vor loyal zur spanischen Krone. Die unteren Klassen schlossen sich den Spaniern an. Auch wenn er zum ersten Mal den Begriff des Amerikaners politisch einsetzte, war eine klare Zuordnung noch nicht möglich. Die Gesellschaft, Freunde und Familie waren aufgeteilt in beide Kriegsparteien. Die Revolution entwickelte sich in einen Bürgerkrieg. Eine Verheerung, wie in Masurs These, hätte weit reichende Folgen gehabt. Ein Ende der Gewalt wäre auch nach der gelungenen Unabhängigkeit nicht absehbar gewesen, denn es betraf alle Teile der Bevölkerung. Der Terror und seine Auswirkungen hätten sich wie im Falle Robespierres auch gegen Bolívar wenden können. Ob er dieses Kalkül eingegangen wäre, ist äußerst fraglich.

Theorie: Jakobismus

Alle Erklärungen für Bolívars Gesetz zur totalen Vernichtung des Feindes treffen bisher den eigentlichen Kern nicht. Auch wenn die eine oder andere Überlegung zum Teil zutreffen könnte, steckt eine größere Dimension dahinter. Simón Bolívar lehnte die europäische Aufklärung als unzureichend für die kolonialen Strukturen ab oder übernahm sie nur punktuell. War er offen gegenüber radikaleren Strömungen aus Europa? In Lateinamerika gab es durchaus Nachahmer Robespierres. Die Verbindung von Idee und radikaler Tat Bolívars in „Guerra a Muerte“ lassen eindeutig eine Tendenz zum systematischen Terror erkennen; Die Schreckensherrschaft Robespierres traumatisierte nicht nur die Gesellschaft Frankreichs. Ihren Schrecken entfaltete sie in ganz Europa und nicht nur da. Die Angst vor einer jakobinischen Verschwörung ergriff auch Amerika.

Die Mehrheit der Aristokratie Lateinamerikas lehnte den Terror ab, auch aus Angst, selbst zu dessen Ziel zu werden. Francisco de Miranda ist das beste Beispiel eines Aristokraten, der sich gegen eine Schreckensherrschaft aussprach. Er hatte persönlich in Frankreich die Auswirkungen des Terrors miterlebt. Die Ereignisse der Schreckensherrschaft veranlassten ihn, über die *„Anarchie und das revolutionäre System“* Frankreichs und deren Umsetzung in Lateinamerika zu bemerken: *„Es wäre besser, die*

⁴⁸ Brief: Simón Bolívar an Pedro Gual; 15. Februar 1819. Übers.: „In den Bürgerkriegen ist es politisch notwendig großzügig zu sein, da sich die Rache sonst unaufhaltsam aufschauelt.“

*Kolonien verblieben noch ein weiteres Jahrhundert unter der barbarischen und schändlichen Unterdrückung Spaniens.*⁴⁹

Im Gegensatz zu Miranda sprach sich Bolívar nicht dezidiert gegen den Jakobismus aus. Es sind aber keine Stellen in seinem Werk zu finden, in denen er Sympathie oder Anhängerschaft gegenüber den Jakobinern oder Robespierres erkennen lässt. Vielleicht nur deswegen, weil dies zum gegebenen Zeitpunkt durchaus gefährlich gewesen wäre. Denn auch nur in den Verdacht zu kommen, dem Jakobismus nahezustehen, hätte für großen Unmut gesorgt. Die Denunzierung als „Jakobiner“ wurde zu einem politischen Instrument. Eine offene Befürwortung jakobinischer Zielsetzungen hätte keinen Rückhalt in der führenden Klasse gefunden.

Simón Bolívar kannte die Theorien Robespierres und der Jakobiner. Auch wenn er zur Zeit der Schreckensherrschaft zehn Jahre alt war und noch in Venezuela lebte, kam er doch durch seinen Lehrer Simón Rodríguez mit diesen Ideen in Berührung. Dieser musste, nach der erfolglosen republikanischen Verschwörung jakobinischen Zuschnitts von 1797, Venezuela verlassen. Durch seine Reisen nach Frankreich kam Bolívar immerhin unmittelbar mit den Auswirkungen des Terrors in Kontakt. Die französische Gesellschaft war zu dieser Zeit noch immer traumatisiert. Aber nicht nur in Frankreich wurde er Zeuge des Jakobismus und seiner Auswirkungen. Denn in Lateinamerika gab es drei Ereignisse, die anscheinend von den radikalen Ideen Robespierres geprägt waren.

Jakobismus in Lateinamerika

Selbst wenn die Ideen Robespierres in Lateinamerika nicht ganz mit dem französischen Ideal übereinstimmen, gibt es drei Ereignisse, die als jakobinisch gedeutet werden können. Der Sklavenaufstand 1791 von Santo Domingo, die Konspiration von Mariano Moreno 1795 in Buenos Aires und die Verschwörung von Gual und España 1797 in Venezuela.

In Santo Domingo gelang es unter der Führung von Toussaint Louverture, die französischen Kolonialherren zu vertreiben. Als Mittel der Nachhaltigkeit und Abschreckung setzte die neue Regierung Terror ein, dem die weiße Elite zum Opfer fiel. Es war die erste erfolgreiche schwarze Sklavenrevolution der Weltgeschichte. Der erste „schwarze“ Staat wurde gegründet. Infolge des Terrors ging Louverture nicht nur als

⁴⁹ zitiert nach Kossok, Manfred: Ausgewählte Schriften; Band 2, Vergleichende Revolutionsgeschichte der Neuzeit; Das Salz in der Revolution. Jakobismus in Lateinamerika. Versuch einer Positionsbestimmung; hsg. Von Matthias Middel; Leipziger Universitätsverlag 2000; S. 106

„schwarzer Jakobiner“⁵⁰ in die Geschichtsschreibung ein, sondern man bezeichnete dieses Ereignis auch als „schwarzen Jakobismus“. Dementsprechend stieg die Angst der Aristokraten in Lateinamerika vor einer sozialen Revolte, die von den Sklaven ausgehen könnte.

In Buenos Aires konspirierte Mariano Moreno gegen die spanische Obrigkeit. Es war eine republikanische Verschwörung, mit derselben Zielsetzung, wie sie die Jakobiner in Frankreich angestrebt hatten. Mariano Moreno entwarf den „*plan de operaciones*“ und legte damit eine ideologische Basis vor, die eine radikale Idee mit der Tat verband. Gestützt auf die Mobilisierung und Bewaffnung der Massen sollte das republikanische Prinzip durchgesetzt werden. Durch den mysteriösen Tod Mariano Morenos 1810 kam die Bewegung aber zum Erliegen.

In Venezuela kam es durch Gual und España 1797 zu einer republikanischen Verschwörung. Ähnlich wie in Buenos Aires sollte auch dort die breite Masse mobilisiert werden. Ziel war die Einführung einer Republik. Eine weitere zentrale Forderung von ihnen war, die soziale Ungerechtigkeit zu bekämpfen. So forderten sie die Aufhebung der Indianertribute und die Abschaffung der Sklaverei. Eine Revolution von unten nach oben, die eine Aufhebung der Klassen zur Folge haben sollte. Grundlage waren die „*Menschenrechte*“, die bereits in mehreren spanischen Übersetzungen vorlagen. Zur Mobilisierung dienten Kampflieder. Nicht nur in den Hütten der einfachen Bevölkerung, sondern auch in den Clubs der jungen Aristokraten wurde die „*Canción Americana*“ und die „*Carmañola Americana*“ gesungen. In den Clubs allerdings nicht wegen des Aufrufs, sich gegen soziale Ungerechtigkeit zu wehren, sondern um sich im Kampf gegen die spanische Kolonialherrschaft und die alteingesessene Aristokratie zu vereinen. Der soziale Aspekt hatte für die jungen Kreolen keine Bedeutung. Ein weiteres Indiz für jakobinische Tendenzen in Venezuela war, dass die Einleitung für die republikanische Verfassung von Gual und España den gleichen Wortlaut wie die der Jakobiner von 1791 aufwies. Angestiftet wurden die beiden von spanischen Republikanern, die in der Heimat als Verschwörer verurteilt worden waren und ihre Strafe im Kerker von La Guaira zu verbüßen hatten. Es gab Kontakt und Kommunikation zwischen den inhaftierten Europäern und den Kreolen. Diese Verschwörung wurde allerdings niedergeschlagen, die Möglichkeit eines politischen und sozialen Umsturzes war vorerst gebannt.

⁵⁰ zitiert nach Kossok, Manfred: Ausgewählte Schriften; Band 2, Vergleichende Revolutionsgeschichte der Neuzeit; Das Salz in der Revolution. Jakobismus in Lateinamerika. Versuch einer Positionsbestimmung; hsg. Von Matthias Middel; Leipziger Universitätsverlag 2000; S. 106

Die Ereignisse von 1797 in Venezuela waren nur ein Symptom der sozialen Unzufriedenheit in den unteren Schichten. 1795 war es bereits zum Sklavenaufstand in der Stadt Coro gekommen, der blutig niedergeschlagen wurde. Die Aristokratie kam durch die Ereignisse immer mehr in Bedrängnis.

Sozialer Krieg

Simón Bolívar lieferte mit „Guerra a Muerte“ genug Indizien ihn für einen Jakobiner zu halten. Nicht nur die Sprache, auch die radikale Forderung zur Auslöschung des Gegners könnte ausreichen, ihm einen Hang zum organisierten Terror zu unterstellen. Klar gegen die Theorie des Jakobismus spricht die Struktur der Unabhängigkeitsbewegung. Im Gegensatz zu Europa endeten die Revolutionen Lateinamerikas mit der Entstehung von Nationen. Frankreich war schon vor 1789 eine starke, unabhängige Nation, auf die sich alle ihre Teile berufen konnten. In Venezuela war von einer Nation und einem nationalen Bewußtsein nichts zu spüren. Eine Einheit musste geschaffen werden. Da sich aber die Aristokratie gegen soziale Veränderungen wehrte und nur an einen Austausch der herrschenden Klasse dachte, wurde die Revolution nur von einem kleinen Teil der Gesellschaft getragen. Die unteren Klassen sowie die rechtlosen Sklaven oder Indigenen hatten durch die Unabhängigkeit der Kolonien keinen Vorteil. Ihre Situation würde sich unter neuen Herren nicht ändern. Auch Bolívars Vorstöße für eine Aufhebung des Indianertributs oder die Abschaffung der Sklaverei fanden kein Gehör bei der Aristokratie. Sie trug die finanzielle Hauptlast der Revolution, und ihr mußte sich Bolívar bis zu einem gewissen Grad fügen. Obwohl er wusste, dass die Zukunft Lateinamerikas von der Abschaffung der Sklaverei abhing, gab es in diesem Punkt keinen Widerspruch Bolívars.

Solche Kompromisse musste Bolívar noch mehrmals in seiner politischen Laufbahn eingehen. Sein Ziel war die Freiheit Lateinamerikas, nichts durfte dieses gefährden. So blieb die Unabhängigkeitsbewegung eine „*Revolution ohne Revolution*.“ Für die Aristokratie war eine Zustimmung zu sozialen Veränderungen des Systems unvorstellbar. Gleichwertigkeit mit aller Klassen und jeglicher Herkunft war für sie gleichbedeutend mit Anarchie. Daher kam es zu einer Absage an die Radikalisierung der Revolution im Sinne Robespierres.

Die Royalisten machten sich diese starre Haltung der Kreolen zunutze. Sie fingen an, die unteren Klassen, die Sklaven und Indigenen gegen die Aristokratie aufzuwiegeln. Obwohl die Mehrheit der Bevölkerung nicht wusste, warum der Krieg in ihrem Land geführt wurde, schlossen sich die von den Kreolen ausgebeuteten Klassen der

Konterrevolution an. Die Spanier stellten ihnen für ihre Unterstützung soziale Verbesserungen in Aussicht. Die Kreolen erkannten die Gefahr und buhlten ebenfalls um ihre Unterstützung. Ein Verlust der Sklaven hätte nicht nur ein Ungleichgewicht im Kampf bedeutet, sondern auch ökonomische Nachteile mit sich gebracht. Sie versprachen aber keine sozialen Verbesserungen, sondern pochten auf das natürliche Recht, das die Klassenzugehörigkeit bestimmte. Damit wurden die Rechtlosen zum Spielball beider Kriegsparteien. Die Revolution hatte sich schon zum Bürgerkrieg entwickelt, der durch dieses soziale Ungleichgewicht weiter genährt wurde.

Der Vorteil für die Royalisten hielt aber nicht lange. Schnell erkannten die unteren Klassen, dass gerade von den Spaniern keinerlei soziale Veränderung zu erwarten war. Waren es ja die Spanier selbst, die das koloniale System und das Unrechtssystem der Sklaverei nach Amerika gebracht hatten. Die Konstellation der Gesellschaft im Unabhängigkeitskrieg gestattete keine passive Haltung mehr. Es waren alle Teile der Bevölkerung involviert. Außerdem konnte es vorkommen, dass sogar während Kampfhandlungen die Seiten gewechselt wurden, je nachdem, wer gerade die besseren Argumente oder finanziellen Möglichkeiten hatte. Damit wurde der Krieg unberechenbar.

Ob Bolívar bereit war, jakobinische Ziele und Methoden im Unabhängigkeitskrieg konsequent zu adaptieren, bleibt fraglich. Die Erhebung der Gewalt zum allgemeinen Gesetz und die Radikalität, mit der er bereit war, den Krieg zu führen, würden aber eindeutig dafür sprechen. Hingegen spricht die Struktur, da er keine sozialen Verbesserungen in Aussicht stellte und die Revolution nur von den Aristokraten geführt wurde, dagegen. Die Mobilisierung der Massen aus sozialen Beweggründen blieb aus. Daher ist es nicht möglich, eindeutig von einem systematischen Terror bei Bolívar zu sprechen. 1819 untermauerte Simón Bolívar diese These: *„Das Schicksal erspart uns die furchtbare Notwendigkeit, Männer des Schreckens zu sein.“*⁵¹

Der Taktiker und Rationalist Bolívar erließ keine Gesetze aus persönlicher Betroffenheit. Auch wenn es sich primär um eine Befreiungsbewegung und nicht um eine soziale Revolution handelte, stellt sich trotzdem die Frage nach der Rechtfertigung der Mittel. Der Krieg hatte einen Fanatismus erreicht und wurde mit einer Grausamkeit geführt, dass der größte Kampf für Bolívar noch bevorstand. Die Art der Kriegsführung

⁵¹ zitiert nach Gerhard Masur: Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas; Südverlag; Konstanz 1949; S. 416

und die ausufernde Gewalt hatten tiefe Spuren in der Gesellschaft hinterlassen. Diese galt es wieder zu versöhnen und zu vereinen.

Der Bürgerkrieg zerriss die Gesellschaft, Familienbande wurden zerstört, Loyalitäten wurden auf die Probe gestellt, Freundschaften zerbrachen. Es war aber nicht erst „*Guerra a Muerte*“, das diese tiefen Gräben aufriss. Die Kriegsparteien hätten diesen enormen Ausbruch der Gewalt auch ohne Proklamation provoziert. Bolívars Dokument gab dem Vernichtungskrieg nur eine Legitimation. Was bewog ihn nun dazu, Feuer mit Feuer, Terror mit Terror zu bekämpfen? Einig sind sich zumindest die Historiker darüber, dass das Dekret als Werbung für seine Kriegspartei gedacht war.

Die Notwendigkeit der Einheit

Der Krieg verschlang nicht nur Unmengen an finanziellen Ressourcen, sondern erforderte auch immer mehr Soldaten. Bolívars Dekret sollte helfen, mehr Soldaten und Anhänger für die Unabhängigkeitsbewegung zu gewinnen. Rückblickend schrieb Bolívar in einen Brief an seinen General Santander: „*Para comprometer cuatro guerrillas, que han contribuido a libertarnos, fue necesario declarar la Guerra a Muerte.*“⁵²

Aber der Sinn von „Guerra a Muerte“ ging über die Werbung neuer Anhänger und Soldaten weit hinaus. Damit wurden zwei Kriegsparteien unterschieden, von denen aber nur eine ein klares, negatives Profil erhielt. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist die Unterscheidung zwischen Spaniern und Amerikanern. Im Sinne Bolívar ist es der erste Versuch einer Rassenunterscheidung, da der Begriff des Amerikaners auch die Indigenen und afrikanischen Bewohner mit einschloss. Als „Spanier“ hingegen wurden die europäischen Kolonialherren und alle definiert, die ihnen gegenüber noch loyal waren. „Amerikaner“ wurde man durch die Anhängerschaft zur Revolution und den Willen zu einer neuen selbstständigen Nation.

Bolívar war sich bewusst, dass der Befreiungskampf nur über ein gefestigtes Nationalbewusstsein zu gewinnen sein würde. Ähnlich wie in den Vereinigten Staaten bedurfte es einer Identität. Ein nationales Gefühl war aber in Lateinamerika noch nicht vorhanden. Denn nicht alle Klassen und Rassen konnten sich mit dem neuen Staat identifizieren. Die Aristokratie träumte von einer unabhängigen starken Nation, dies traf aber nicht auf die große Mehrheit der Bevölkerung zu. Diese dachte mehr an ihre

⁵² Brief an Santander 1.11.1819: Übers.: „Um Soldaten für die Freiheitsarmee zu rekrutieren, die beitrugen uns zu befreien, mussten wir den Krieg bis zum Tode deklarieren.“

persönliche Freiheit. Durch den Sieg der Revolution würde es aber nur zu einem Austausch der herrschenden Klasse kommen. Allgemeine soziale Verbesserungen waren nicht in Aussicht. Die erste Republik überdauerte keine zwei Jahre, bis sie unter den regionalen Machtinteressen zerbrach.

„*Guerra a Muerte*“, mit all seinen grausamen Auswirkungen, sollte dabei helfen, eine Nation zu formen. Wenn es der Verstand noch nicht schaffte, sich die zukünftige Nation vorzustellen, so mußte an die Leidenschaft appelliert werden. Bolívar verstand es, zu den Herzen der leidenden Bevölkerung zu dringen, indem er an das gemeinsam ertragene Leid erinnerte. Gemeinsamer Nenner war die Vergeltung: „*Así, pues, la justicia exige la vindicta, y la necesidad nos obliga a tomarla.*“⁵³ Diese Rache sollte als Ziel ein gestärktes Selbst- und Gemeinschaftsgefühl erzeugen und dieses nach außen tragen: „*mostrar a las naciones del universo que no se ofende impunemente a los hijos de América.*“⁵⁴

Die Suche nach Vorbildern für den Prozess einer Nationwerdung blieb weitgehend ergebnislos. Die Vereinigten Staaten konnten kaum als Vorbild dienen, da ihre Ausgangslage und eine homogenere Gesellschaftsstruktur bessere Voraussetzungen für eine Nation boten. Der Feind in Südamerika kam nicht nur von außen, sondern saß auch in den eigenen Reihen. Die Frontlinie verlief sich nicht nur zwischen Kreolen und Spaniern. Sie zog sich durch die gesamte Gesellschaft. Jeder konnte verdächtigt werden. Dazu herrschte in den Reihen der Revolutionäre Unklarheit über das zukünftige politische System. Zu groß waren die unterschiedlichen Auffassungen zwischen den regionalen und kontinentalen Interessen.

Das Projekt, die Spanier aus Lateinamerika zu vertreiben, die Kolonialherrschaft zu überwinden und eine freie Nation zu werden, bedurfte der Einheit aller Interessensgruppen. Die Einheit gegen den partikulären Egoismus erforderte wiederum gegenseitige Solidarität. Bolívar beschwor diese, und zwar immer dann, wenn die Befreiungsbewegung in Gefahr war. Für den Kampf gab Bolívar folgerichtig die jakobinische Losung aus: „*Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns!*“ Der Krieg sollte bedingungslos weitergeführt werden: „*Nosotros estamos enviados a destruir a los españoles, a proteger a los americanos.*“⁵⁵

⁵³ „G.a.M.“, S. 21; Übers.: „So fordert die Gerechtigkeit Rache, und die Not verpflichtet uns, sie zu verüben.“

⁵⁴ „G.a.M.“, S. 24; Übers.: „Den Nationen dieser Welt zu zeigen, dass niemand die Söhne Amerikas beleidigen darf.“

⁵⁵ „G.a.M.“, S. 21; Übers.: „Wir sind geschickt worden um die Spanier zu vernichten und die Amerikaner zu schützen.“

Um die regionalen Machtinteressen zu neutralisieren, empfahl sich Bolívar aber als Befreier und nicht als neuer Herrscher: „*nuestra misión sólo se dirige a romper las cadenas de la servidumbre que agobian todavía a algunos de nuestros pueblos, sin pretender dar leyes ni ejercer actos de dominio, a que el derecho de la Guerra podría autorizarnos.*“⁵⁶ Die Befreiung war seine Mission, nicht die Machtergreifung. Er wollte den Bürgern die Sorge nehmen, in ein neues politisches Korsett gezwängt zu werden. Diese Kriegsphase erforderte größtmöglichen Zusammenhalt und nichts durfte diesen gefährden. Wie sich im „*Manifiesto Cartagena*“ zeigte, waren es vor allem regionale Interessen, die die Schuld am Zusammenbruch der ersten Republik 1812 trugen. Diesen Machtbestrebungen wollte Bolívar begegnen, in dem er zwar die Freiheit, aber noch keine neuen Gesetze oder Staatsformen proklamierte.

Obwohl der Prozess zur Bildung einer Einheit durch das Dekret „*Guerra a Muerte*“ verstärkt werden sollte, sieht es dennoch die totale Vernichtung der Spanier vor. Dass er für den Freiheitskampf bereit war, den moralischen Konsens mittels eines Gesetzes zu brechen, warfen ihm seine Kritiker vor. Verteidigend für Simón Bolívar kann aber eingeworfen werden, dass er das Dekret in seiner ursprünglichen Form, wie es Briceño andachte, abschwächte. Lediglich die Spanier wurden dem Gesetz unterworfen, die bewaffnet angetroffen wurden. Die Zivilbevölkerung konnte durch das Gesetz nicht bestraft werden. Außerdem versprach er denen Verschonung, die sich dem Kampf für die Freiheit Lateinamerikas anschlossen. Ob Spanier oder Amerikaner, sie konnten mit Vergebung rechnen, wenn sie aktiv für die Freiheit Amerikas einstanden, auch wenn sie sich schuldig gemacht hatten. Bolívar sprach eine Generalamnestie aus: „*el solo título de Americanos será vuestra garantía y salvaguardia*“⁵⁷ Er drohte aber denen mit dem Tod, die sich gegen die Unabhängigkeit entschieden. Dass Bolívar nicht bedingungslos auf Rache und Ausrottung aus war, zeigte er, indem Feinden die Möglichkeit gab, die Kriegspartei zu wechseln.

Der Krieg überzog in der Folge das ganze Land, Passivität war nicht mehr möglich. Niemand konnte sich mehr neutral verhalten. Bolívar wollte eine Entscheidung erzwingen: „*Espanoles y canarios, contad con la Muerte, aun siendo indiferentes, si no obráis*

⁵⁶ „G.a.M.“, S. 21; Übers.: „Unsere einzige Mission ist die Ketten zu zersprengen, die immer noch einige unsere Dörfer umklammern, ohne Gesetze geben zu wollen oder Herrschaftsansprüche geltend zu machen, zu dem uns das Kriebsrecht durchaus bevollmächtigt.“

⁵⁷ „G.a.M.“, S. 22; Übers.: „Der bloße Titel eines Amerikaners wird euch Sicherheit und Schutz sein.“

activamente en obsequio de la libertad de la América. Americanos, contad con la vida, aun cuando sedis culpables.“⁵⁸

Auch wenn das Dekret vielschichtig und dadurch mehrdeutig interpretierbar ist, so weist es genau auf Bolívars Absicht hin, den bedingungslosen Kampf für die Freiheit, auch wenn es der Gewalt bis zur äußersten Konsequenz bedurfte. Bolívar war ein Taktiker und Rationalist. Er ließ nichts unversucht, was seiner Sache dienen konnte. Und er wusste genau, dass die Vereinigung aller Kräfte nötig war, um die Revolution zu gewinnen. Doch nur ein politisches Programm und eine gemeinsame Identität konnten die Freiheit in Lateinamerika sichern.

⁵⁸ „G.a.M.“; S. 24; Übers.: „Spanier und Kanaren, rechnet mit dem Tod, auch wenn ihr unbeteiligt oder nicht aktiv für die Freiheit Amerikas, arbeitet. Amerikaner, rechnet mit dem Leben, auch wenn ihr schuldig seid.“

Simón Bolívar und „Manifesto Cartagena“

Das Scheitern der ersten Republik

Der 26. März 1812 bedeutete das Ende der ersten Republik. Es war ein verheerendes Erdbeben in Caracas, das über 20 000 Menschen das Leben kostete, dem der junge Staat letztendlich nicht mehr standhielt. Nicht nur die Republik lag in Trümmern, sondern mit ihr auch die Visionen und Träume der ambitionierten Kreolen. Die inneren und äußeren Spannungen wurden zu groß und Francisco de Miranda mußte am 25. Juli 1812 die Kapitulation unterzeichnen. Was führte zum Niedergang der ersten Republik?

Die Spanier begannen unter ihrem General Monteverde mit der Rückeroberung. Sie konnten schnelle Erfolge für sich verzeichnen. Dabei gingen sie geschickt vor, indem sie die Sklaven und Indigenen gegen ihre Herren aufbrachten. Damit wurde der Druck auf die Aristokratie erhöht, da sie mit sozialen Revolten rechnen mussten. Außerdem drohten für den erfolglosen Versuch der Auflehnung Repressalien. Ein Klima der Angst und Unsicherheit verbreitete sich.

Die loyalen Anhänger der Krone saßen in den Städten und Dörfern über das ganze Land verteilt. Sie waren bereit, die Rückeroberung durch die Spanier zu unterstützen. Die Städte Valencia und Coro erklärten sich loyal. Sie öffneten ihre Tore und verhalfen damit den Spaniern zu einem entscheidenden strategischen Vorteil. Da die Verantwortlichen der ersten Republik dieses Verhalten nicht unterbanden, nutzten die Spanier diese Städte und ihre Häfen als Stützpunkte für ihren Nachschub. Über die Häfen konnten sie ungehindert Soldaten und Kriegsmaterial ins Land schaffen. Die militärische Führung der Republik verhielt sich schlicht zu passiv.

Sie hatte es auch verabsäumt genügend Soldaten für die Verteidigung zu rekrutieren und sie ausreichend mit Kriegsmaterial zu versorgen. Sie hoffte darauf, dass sich die Bevölkerung gegen eine Invasion selbst zu Wehr setzen würde. Unter der schwachen Führung war diese aber nicht bereit dazu.

Der Druck von außen und innen erzeugte Spannungen in der Regierung. Die Anführer waren zerstritten. Während die „alte“ Aristokratie ihren Führungsstil mit Recht, Gehorsam und Tradition begründete, kämpfte die junge mit Leidenschaft für die neue Republik. Eine einheitliche Linie konnte nicht gefunden werden. Der Konflikt lässt sich deutlich am Verhältnis zwischen Francisco de Miranda und Simón Bolívar zeigen. Miranda war traditionell, zögerlich und bürokratisch. Er agierte nach starren Mustern und war daher

unbeweglich. Bolívar hingegen beherrschte die Kunst der Improvisation. Die meisten Entscheidungen Mirandas erwiesen sich als Fehlentscheidungen. Simón Bolívar war jung, dynamisch und riskierte viel. Diese Gegensätzlichkeit verhinderte ein gemeinsames Vorgehen. Die Führung war chaotisch.

Die Wirtschaft drohte unter den enormen Kosten der neuen Republik zusammenzubrechen. Die Einführung des Papiergeldes fand kein Vertrauen. Die Stimmen für eine Wiedereinsetzung der Kolonialregierung vermehrten sich. Für viele Aristokraten war die neue Regierung ein Fluch. Sklavenaufstände führten zu erheblichen Einbußen und erschütterten die öffentliche Ordnung. Nicht nur das, Francisco de Miranda rief das Kriegsrecht aus und versprach allen Sklaven die Freiheit, wenn sie sich seinem Banner anschließen würden. Die Aristokratie war darüber entsetzt.

Auch auf Verwaltungsebene erwies sich die Regierung als ungeschickt. Verschwendungssucht leerte die Staatskasse. Neue Ministerien und Ämter wurden geschaffen und überdurchschnittlich entlohnt. Die Schulden- und Steuerlast erhöhte sich und drohte die Bevölkerung zu erdrücken. Die Bauern wurden zum Kriegsdienst eingezogen. Das führte nicht nur zu einem geringeren Angebot an Lebensmitteln, sondern auch zu Unmut in der Bevölkerung. Der drohende Zusammenbruch der Wirtschaft stärkte die Opposition.

Durch die Kapitulation von Francisco de Miranda wurde dieser endgültig zur tragischen Figur der lateinamerikanischen Unabhängigkeitsbewegung. Unermüdlich hatte er all die Jahre für die Freiheit seiner Heimat geworben. Er war durch Europa gereist, um Unterstützer für sein Anliegen zu finden. Als sich sein Traum endlich erfüllte, bedeutete dies sein persönliches Scheitern. Für den Zusammenbruch der ersten Republik machte er aber nicht seine eigenen Fehlentscheidungen, sondern die Sklavenaufstände, die Lebensmittelverknappung, den Konflikt mit der Aristokratie und letztendlich das verheerende Erdbeben verantwortlich. Im Gegensatz zu Simón Bolívar hatte er nicht die Einsicht, Fehler einzugestehen und daraus zu lernen. Es fehlte ihm auch die Bereitschaft zur Selbstaufopferung; Eigenschaften, die Bolívar später stark machen sollten.

Simón Bolívar konnte allerdings zu diesem Zeitpunkt auch nicht auf allzu heroische Taten zurückblicken. Als Diplomat und Abgesandtem der Republik war es ihm nicht gelungen, die Gunst der englischen Krone zu gewinnen. Er durfte lediglich Kriegsmaterial

zu überhöhten Preisen erwerben. England war nicht bereit, die Unabhängigkeitsbestrebungen in den spanischen Kolonien zu unterstützen, da es ein Verbündeter Spaniens gegen Napoleon war. Die abtrünnigen Kolonien waren auf sich selbst gestellt. Der Spanier Monteverde erhöhte den militärischen Druck auf die Revolutionäre.

Francisco de Miranda entsandte Bolívar zur Verteidigung in die Hafenstadt Puerto Cabello. Die Zuteilung dieser Aufgabe entsprang eher einer freundschaftlichen Anerkennung, als sie Bolívars militärischer Statur entsprach. Zu diesem Zeitpunkt konnte er noch keinerlei Erfahrungen vorweisen. Durch den Kriegsverlauf gewann die Stellung in Puerto Cabello an Bedeutung, da sich Monteverde zwischen den Truppen Mirandas und Bolívars festgefahren hatte. Die Hafenfestung San Felipe am Hafen erwies sich als trojanisches Pferd für die Verteidigung der Stadt. Der Festungskommandant Leutnant Vinoni öffnete den dort inhaftierten Spaniern die Gefängnistüren. Sein Motiv mag Bestechung, eine schnelle militärische Karriere bei den Spaniern oder Loyalität zum alten System gewesen sein. Da in der Festung ausreichend Waffen und Nahrung vorhanden waren, konnten die Spanier zum entscheidenden Schlag gegen die Verteidiger ausholen. Mit Puerto Cabello ging nicht nur ein wichtiger Hafen verloren, sondern auch das Vertrauen in die Republik. Die Rufe nach Kapitulation wurden lauter. Simón Bolívar verschwand heimlich per Schiff aus der verlorenen Stadt Richtung Caracas.

Gefangenschaft eines „tragischen Helden“

All diese Umstände führten letztlich zur Entscheidung Mirandas, zu kapitulieren. Francisco de Miranda überraschte mit diesem Schritt aber auch seinen Gegner General Monteverde. Keineswegs hatte dieser damit gerechnet, da er selbst mit vielen Problemen zu kämpfen hatte. Miranda hatte sich aber auch von der neuen spanischen Verfassung von 1812 in die Irre führen lassen. „*La Pepa*“ war die erste moderne Verfassung Spaniens und beinhaltete auch eine liberalere und freundlichere Politik gegenüber den Kolonien. Mirandas Irrtum war, dass General Monteverde diese nicht unterstützte, obwohl diese ihre Gültigkeit hatte. Da die Kolonien geographisch weit von ihrem Mutterland entfernt waren und die Kommunikation viel Zeit beanspruchte, hatten die Generäle einen großen Handlungsspielraum in der Auslegung der Gesetze. Eine Verbesserung konnten die Kreolen also nicht erwarten.

Viele aus dem Stab Mirandas, darunter auch Simón Bolívar, verstanden die Kapitulation nicht. Sie klagten Francisco de Miranda wegen Hochverrats an. Gestellt wurde Miranda

vor seiner Abreise in La Guaira, wo ein Schiff mit einer beträchtlichen Summe aus der Staatskasse auf ihn wartete. Ob er sich bereichern oder mit dem Geld die Rückeroberung finanzieren wollte, ist nicht bekannt. Bolívar gab in der Nacht den Befehl zu Verhaftung, obwohl er es vorgezogen hätte, Miranda wegen Verrats gleich zu erschießen. Francisco de Miranda wurde in der Nacht geweckt und empfing die Verschwörer mit den Worten: „*Krawall, Krawall; Diese Leute verstehen nichts anderes, als Krawall zu machen.*“⁵⁹ Er wurde verhaftet und den Spaniern übergeben. Bis zu seinem Tod am 14. Juli 1816 fristete er sein Leben im Gefängnis von Cadix/Spanien.

Über die Verhaftung Mirandas und die Auslieferung an die Spanier gibt es verschiedene Versionen. Simón Bolívar wird unterstellt, er persönlich habe Miranda verraten, um seine eigene Haut zu retten. Er tauchte anschließend in Caracas unter, wo ihm Iturbe, ein befreundeter Spanier der Familie Bolívar, half, bei General Monteverde vorzusprechen. Iturbe setzte sich unter Einsatz seines Lebens und Vermögens dafür ein, dass Bolívar freies Geleit und einen Pass erhielt. Ohne den Pass wäre es für Bolívar nicht möglich gewesen, unbeschadet seine Heimat zu verlassen. Monteverde gab dem Drängen Iturbes nach und überreichte Bolívar, als Belohnung für die erfolgreiche Verhaftung Mirandas, den Pass. Bolívar lehnte ab. Er habe Miranda wegen seines Verrats verhaftet, nicht aber um den Spaniern einen Vorteil zu verschaffen. Nur durch das diplomatische Geschick Iturbes gelang es, Monteverde zu besänftigen, der dann doch noch den Pass ausstellte. Hätte dieser geahnt, welche wichtige Rolle Bolívar im weiteren Verlauf des Unabhängigkeitskampfes spielen sollte, hätte er ihn nicht so einfach ziehen lassen. So nah wie damals kam Monteverde Bolívar nie wieder. Bolívar verließ mit dem neuen Pass Venezuela. Als die Regierung Neu Granadas im späteren Verlauf der Unabhängigkeitsbewegung das Vermögen aller Spanier einzog, revanchierte sich Bolívar. Er setzte sich für Iturbe ein, damit dieser sein Vermögen behalten konnte. Die wirklichen Hintergründe von Mirandas Verhaftung wurden aber nie vollständig geklärt.

Der Fall von Puerto Cabello und die Verhaftung Mirandas wurden häufig von Kritikern zum Anlass genommen, Bolívar Inkompetenz und Opportunismus vorzuwerfen. Am deutlichsten wird dies in einem Artikel aus dem Jahre 1858 von Karl Marx ausgesprochen. Er verfasste diesen für das Magazin „*The New American Cyclopaedia*“.⁶⁰ In „*Bolívar y*

⁵⁹ Zitiert nach Zeuske, Michael: Francisco de Miranda und die Entdeckung Europas; Hamburger Ibero-Amerika Studien; hsg. von Horst Pietschmann; Universität Hamburg

⁶⁰ Karl Marx: „Bolívar y Ponte“ in MEW 14; Dietz Verlag Berlin 1964; Seite 217 ff

Ponte“ unterstellt er dem Libertador fehlende Loyalität und Ruhmsucht. Karl Marx litt unter chronischen Geldmangel. Er übernahm Auftragsarbeiten, die dann nicht in der gewohnten Schärfe und Gründlichkeit, die man von ihm gewohnt ist, verfasst sind. Die Quellen, auf die er sich berief, waren nicht die zuverlässigsten. Schon die Überschrift des Artikels deutet auf Voreingenommenheit hin. Simón Bolívar trug, wie es im spanisch sprechenden Raum üblich ist, als zweiten Namen den seiner Mutter: Blanco. Den Namen Ponte hingegen brachte seine Urgroßmutter väterlicherseits in die Familie. Wie wir uns erinnern, stammte diese von einem weißen Gutsverwalter und einer Sklavin ab. Sie war also nach damaligen Gesellschaftsnormen nicht reinen Blutes. Ob nun Marx den Namen Blanco in Ponte umdrehte, um ihn rassistisch zu diffamieren, sei dahingestellt.

Simón Bolívar auf der Flucht

Am 27. August 1812 nahm Bolívar das Schiff nach Curacao. Dort wurde er aber abgewiesen. Sein gesamtes Gepäck und Vermögen wurde als Reparation für von der ersten Republik beschlagnahmte Güter eingezogen. Der Weg führte ihn schließlich, ohne Hab und Gut, völlig desillusioniert, nach Neu Granada in die Hafenstadt Cartagena de Indias.

Die Situation in Neu Granada ähnelte der in Venezuela. Der Separatismus drohte das Land zu zerreißen. Die größte Provinz Cundinamarca mit ihrer Hauptstadt Santa Fe de Bogota stellte den Herrschaftsanspruch über die Provinzen. Antonio Nariño wollte unter seiner Präsidentschaft alle Provinzen einen. Er trat für einen zentralistisch geführten Staatenbund ein. Er konnte aber die Unabhängigkeitsbestrebungen nicht verhindern. Ganze Landesteile bis hin zur kleinsten Stadt erklärten ihre Unabhängigkeit. Dadurch drohte Gefahr, denn die ausufernden Autonomiebestrebungen hatten schon die rasche Rückeroberung Venezuelas ermöglicht. Es war nur eine Frage der Zeit bis sich die Truppen Monteverdes in Venezuela konsolidierten und zum Angriff auf Neu Granada übergingen.

Santa Marta führte die Konföderation der freien Staaten Neu Granadas an. Die Stadt Cartagena, in der Bolívar nun Zuflucht gefunden hatte, erklärte sich für frei und unabhängig. Wie in Venezuela eskalierte auch in Neu Granada der Streit zwischen Föderalisten und Zentralisten. Die Spanier brauchten eigentlich nur darauf zu warten, bis die einzelnen Provinzen und Städte sich

gegenseitig destabilisierten. Die Voraussetzung für eine schnelle und leichte Rückeroberung wäre damit gegeben gewesen.

Simón Bolívar erkannte die drohende Gefahr und handelte. Mit seinem „*Manifesto Cartagena*“ wollte er die Bürger Neu Granadas vor dem drohenden Unheil warnen.

Manifesto Cartagena

Vier Monate waren seit seiner Flucht aus Venezuela vergangen. Simón Bolívar wandte sich am 15. Dezember 1812 in einem leidenschaftlichen Appell an die Bürger Neu Granadas. Bekannt wurde dieser unter dem Namen „*Manifesto Cartagena*“. Bolívar sprach die Warnung an die Bürger Neu Granadas deswegen aus, da er die Gefahr als zu groß betrachtete, dass sich die gleichen Fehler wie in Venezuela wiederholen könnten. Venezuela war für ihn ein Exempel und eine Warnung zugleich. Unterschwellig warb er beim Kongress natürlich für die Rückeroberung seiner Heimat. Doch Neu Granada hatte andere Sorgen, als Geld und Material für die Befreiung Venezuelas zur Verfügung zu stellen. Bolívar musste geschickt taktieren, um das nötige Vertrauen der Regierung zu gewinnen.

Das Manifest besticht durch die Klarheit der Argumentation Bolívars. Offenheit und Ehrlichkeit bestimmen Bolívars Ansinnen. Die Sprache ist leidenschaftlich und versucht nicht nur die Köpfe, sondern auch die Herzen für sich zu gewinnen. Analytisch listet er alle Ereignisse auf, die für ihn zum Zusammenbruch der Republik beigetragen haben. Bolívar gab aber keine Namen preis, er hätte viele nennen können, die für den Zusammenbruch persönlich verantwortlich waren. Die Ereignisse um Puerto Cabello und Mirandas Verhaftung waren Bolívar noch in bester Erinnerung. Er wollte keine Abrechnung mit seinen politischen Gegnern, sein Blick war nach vorne gerichtet.

Die Gründe des Scheiterns

Das fatale Erdbeben, der Zusammenbruch der Wirtschaft, die Verschwendung der Staatseinkünfte, die Spannungen zwischen den Kreolen und den Spaniern waren für Bolívar keine unwichtigen, aber nur zweitrangige Gründe für den Zerfall der Republik. Die eigentlichen Probleme lagen für ihn tiefer. Bolívar gewann die traurige Erkenntnis, dass es nicht die Spanier waren, die seine Heimat wieder in die Sklaverei brachten, sondern die Venezolaner selbst.

Der bewaffnete Bürger

Dass es kein stehendes Heer gab, trug Mitschuld an der schlechten Verteidigung. Die Staatsmänner gingen davon aus, dass eine Republik zur Verteidigung keine Armee brauche, da die Bevölkerung diese Aufgabe übernehmen würde. Eine falsche Einschätzung auch wenn man sich auf die Erfahrungen des Unabhängigkeitskampfes der Vereinigten Staaten berief. Die Gründerväter dort waren davon ausgegangen, dass es nichts Effektiveres geben könne als einen Bürger, der seinen eigenen Boden mit seiner eigenen Waffe verteidigte. Somit wurde der Besitz einer Waffe nicht nur als Recht, sondern auch als Bürgerpflicht in die Verfassung aufgenommen. Dies Recht hatte zur damaligen Zeit, wie sich zeigte, seine Berechtigung.

In Lateinamerika waren die Voraussetzungen aber andere. Wie schon angesprochen, besaßen wenige eigenes Land und Bürgerrechte. Eine totale Bewaffnung hätte zur Folge gehabt, dass die unteren Schichten die Mittel erhalten hätten, aufzubegehren. Ein Bürgerkrieg noch größeren Ausmaßes wäre die Folge gewesen. Die Bürgerschicht war gespalten, da sich ja ein Teil davon den Royalisten verbunden fühlte. Der Rest verwendete die Waffen, um sich gegen die sozialen Unruhen zu wehren. Eine sinnvolle Verteidigung war unter diesen Umständen nicht möglich. Geschweige denn, dass die eingezogenen „Freiwilligen“ im Umgang mit der Waffe überhaupt nicht geschult waren. Bolívar erkannte, dass eine Verteidigung nur über ein stehendes Heer oder Söldner zu gewährleisten war. Eine eigene Armee war daher von größter Wichtigkeit. Da in Bolívars Befreiungsarmee nicht nur Europäer, sondern vor allem auch Lateinamerikaner aller Länder kämpften, war diese das erste Symbol für eine kontinentale Einigung, wie Bolívar sie anstrebte.

Föderalismus oder Zentralismus

Bolívar sah in der föderativen Staatsform die denkbar schlechteste für Lateinamerika. Diese fördere lediglich den Separatismus und regionale Machtansprüche. Sie stand einer nationalen Einheit im Wege. Die Selbstverwaltung, so Bolívar, brach die sozialen Verträge und machte das Land unregierbar. Er wandte sich gegen die Theorie, dass alle Provinzen das Recht hätten, Regierungen einzusetzen, wie es ihnen gerade passte. An diesem Punkt könnte man Simón Bolívar bereits diktatorische Züge unterstellen. Was bewog ihn, die Volkssouveränität zu missachten?

Es sprach wieder der Rationalist aus ihm, wo er sich gegen die föderative Form wandte. Denn eigentlich war er der Einführung dieses Systems nicht abgeneigt: *„El sistema federal.*

bien que sea el más perfecto y más capaz de proporcionar la felicidad humana en sociedad, es, no obstante, el más opuesto a los intereses de nuestros nacientes estados.“⁶¹

Das persönliche Glück, kanalisiert durch Gesetze, war das höchste Ziel seines politischen Denkens. Die realen Umstände ließen aber die Einführung eines föderalen Prinzips nicht zu, wie man in der ersten Republik hatte schmerzlich erfahren müssen. Bolívar machte zum einen dafür die starren Strukturen verantwortlich und zum anderen den Bürger selbst. Die Regierung wusste nicht, was die Provinzen machten und umgekehrt. Wo der Krieg ein rasches Handeln erforderte, unterstützte das System die rasche Intervention nicht. Bolívars Erkenntnis war ernüchternd, seine Landsleute waren für eine stabile Demokratie nicht reif. Die einfache Landbevölkerung hielt Bolívar für zu einfältig, die Stadtbewohner für zu ehrgeizig. Die einen gaben ihre Stimme aufs Geratewohl ab, die anderen machten aus geringsten Ursachen einen Aufstand.

Regionale und egoistische Interessen und Strukturen waren einer politischen Einheit im Weg. Der „*Caudillismus*“⁶² stellte seit je her ein unüberwindliches Hindernis dar, wenn es um Reformen oder große politische Ziele ging. Eine Tatsache, die sich bis in die Gegenwart nicht geändert hat. Es ist das Erbe der kolonialen Zeit, in der die örtlichen Grundbesitzer wie Könige über ihr Land und die darauf siedelnde Bevölkerung herrschten. Das Land hatte daher nicht nur eine Regierung, sondern viele. Gegen den Willen der Grundherren und gegen deren Interessen konnte nichts durchgesetzt werden. Die örtliche Bevölkerung war ihrem *Caudillio* untergeben. Bolívar geriet im Laufe der Revolution immer öfter in einen Konflikt zwischen den örtlichen Machtvorstellungen und seinen Absichten für das nationale Wohlergehen; Mühlsteine, die ihn zerrieben. Nicht zuletzt brachten die autoritären Züge Bolívars ihm den Titel des „*Maximo Caudillo*“ ein.

Nach dem Erdbeben 1812 setzte ein noch nicht gekannter religiöser Fanatismus ein. Die Bevölkerung lief in die Kirchen, die nach wie vor unter dem Einfluß der Inquisition standen und somit loyal zur Krone waren. Dort wurde das Erdbeben vielfach als göttliches Strafgericht für den Abfall von der spanischen Krone proklamiert. Als „Beweis“ wurde angeführt, dass die Städte, die Zentren der Revolution, die verheerendsten Zerstörungen erlitten hatten. Bolívar beschuldigte die Kirche, das heilige Amt zu verraten und sich auf

⁶¹ Doctrina del Libertador; Simón Bolívar: Manifesto Cartagena; Seite 12 Übers.: „Das föderative System, sei es auch das perfektteste und geeignetste, um das persönliche Glück in der Gesellschaft herzustellen, steht im größten Gegensatz zu den Interessen unseres werdenden Staates.“ Anm.: Quelle wird in Folge mit „C.M.“; Seitenzahl und Übersetzung angegeben

⁶² Anm.: typische Ausdrucksform regionaler Machtinteresse in Lateinamerika

die Seite der Royalisten geschlagen zu haben. Die Regierung wagte es nicht, den Priestern Einhalt bei ihrer Parteilichkeit zu gebieten: Eine Schwäche, die er auf eine falsch verstandene Toleranz zurückführte.

Um Frieden und Freiheit zu gewährleisten, sollten sich die Regierungen Lateinamerikas zentralisieren. Nur so war eine erfolgreiche Verteidigung möglich. Friede und Freiheit konnte nur so Stabilität und Kontinuität bekommen. Bolívar wandte sich somit komplett vom föderativen System ab und sah das Heil Lateinamerikas in der Zentralisierung der Regierungen. Bolívars Ziel war eine kontinentale Vereinigung wie in Nordamerika, die er zum ersten Mal im „*Manifiesto Cartagena*“ so formulierte: „*Yo soy de sentir que mientras no centralicemos nuestros gobiernos americanos, los enemigos obtendrán las más completas ventajas*“⁶³

Falsch verstandene Toleranz

Der größte und folgenreichste Fehler der republikanischen Regierung aber war für Bolívar: „*la fatal adopción que hizo del sistema tolerante; sistema improbado como débil e ineficaz.*“⁶⁴ Und damit wartet das Manifest mit einer Überraschung auf. Die fatale Toleranz, die Bolívar anprangerte, beruhte auf den Menschenrechten, somit den Idealen der Aufklärung. Was bewog Bolívar dazu, die Aufklärung in Frage zu stellen? Waren nicht die Ideale von Freiheit und Gleichheit auch seine Motivation für den Unabhängigkeitskampf?

In der ersten Republik hatten die Royalisten unter dem Deckmantel der freien Meinungsäußerung konspiriert. Da aber die Regierung und der Justizapparat zu schwach waren, kamen die Verschwörer ungestraft davon. Selbst bei Verbrechen gegen den Staat, wie Hochverrat, wurden die Verräter nicht verfolgt. Sie konnten ungehindert am Umsturz arbeiten. Eine Verschwörung folgte der anderen. Die Gesetze waren also nicht der Wirklichkeit angepasst.

Die Stadt Coro war das beste Beispiel. Sie verhielt sich loyal zur spanischen Krone und erkannte die neue Regierung nicht an. Ungehindert konnten so die spanischen Truppen über den Hafen der Stadt deren Rückeroberung vorbereiten. Die Vertreter der Republik sprachen sich aber gegen eine gewaltsame Eingliederung aus. Keine Regierung hatte in

⁶³ „C.M.“, S. 13; Übers.: „Solange wir unser Regierungen nicht zentralisieren, glaube ich, dass unsere Feinde den größten Vorteil haben.“

⁶⁴ „C.M.“, S. 9; Übers.: „die fatale Annahme eines Systems der Toleranz; Ein System, das schwach und ineffizient war.“

ihren Augen das Recht, lokale Einheiten und Gruppierungen, die sich ihrer Rechte nicht bewußt waren, zu befreien. Bolívar sah aber die Vernichtung des Widerstandes in solchen Städten als eine moralische Verpflichtung an. Für ihn zählte die politische Kraft, die Idee mehr als die physische Überlegenheit. Er trieb damit den Kampf für die Freiheit mit einem Fanatismus an, der im Gesetz „*Guerra a Muerte*“ seinen Ausdruck fand.

Bolívar empfand die Regierung der ersten Republik als zu schwach. Für ihn war diese handlungsunfähig. Mit Verachtung strafte er die liberalen Gesetzgeber, die meinten, sich durch Gnadenakte auszeichnen zu müssen. Er war sich sicher, dass Coro beim bloßen Aufmarsch der republikanischen Truppen kapituliert hätte. Wenn es hätte sein müssen, er wäre auch dazu bereit gewesen, die Stadt gewaltsam einzunehmen. Die Ideale der Aufklärung kannte er, sie überzeugten ihn nicht mehr. Bolívar war zu pragmatisch, um der reinen Theorie alle praktischen Überlegungen unterzuordnen. Der Fall Coro zeigt, dass er seine eigene Machtstrategie entwickelte, die eher der eines Machiavelli entsprach.

Die Verantwortlichen der ersten Republik hatten seiner Ansicht nach die Regierung auf ein falsches Fundament gestellt: „*fundando la junta su política en los principios de humanidad mal entendida.*“⁶⁵ Die Regierung manövrierte sich in die Handlungsunfähigkeit, da ihr ihre eigenen Ideale im Weg standen. Den philanthropischen Maximen der europäischen Aufklärer sprach Bolívar zwar nicht grundsätzlich die Berechtigung ab, aber sie seien als Instrument auf dem Weg zur Freiheit vollkommen ungeeignet. Das Resultat für Bolívar war vernichtend: „*Por manera que tuvimos filósofos por jefes, filantropía por legislación, dialéctica por táctica, y sofistas por soldados. Con semejante subversión de principios y de cosas, el orden social se sintió extremadamente conmovido, y desde luego corrió el Estado a pasos agigantados a una disolución universal, que bien pronto se vio realizada.*“⁶⁶

Die Konsequenz

Bolívar warb für die Rückeroberung von Caracas. Denn was Coro für Venezuela bedeutet hatte, war nun Caracas für ganz Südamerika. Die Spanier hatten dort einen Fuß in der Tür und waren bereit, ganz Lateinamerika wieder zu versklaven.

⁶⁵ „C.M.“; S.9; Übers.: „Die Regierung begründete ihre Politik auf einer falsch verstandenen Menschlichkeit.“

⁶⁶ „C.M.“; S.9; Übers.: „Auf diese Weise bekamen wir Philosophen statt Anführer, Menschlichkeit statt Gesetzgebung, Dialektik statt Taktik und Sophisten statt Soldaten. Durch eine derartige Umkehrung von Prinzipien und Dingen wurde die soziale Ordnung in extremer Weise ergriffen, und der Staat ging mit großen Schritten seiner Auflösung hingegeben, die sehr bald Wirklichkeit wurde.“

Es wurde für ihn aber auch deutlich, dass Freiheit alleine nicht ausreichte. Bolívar musste sich überlegen, wie er der Freiheit und der Einheit Beständigkeit gab. Die europäische Aufklärung konnte Bolívar nicht helfen. Mit dem „*Manifiesto Cartagena*“ erreichte Bolívar einen Punkt, an dem er mit den liberalen Idealen seiner Jugend brach. Er mußte einen Weg finden, der der lateinamerikanischen Wirklichkeit entsprach. Die philosophischen Ideen der Europäer führten in direkter Umsetzung lediglich zu Fehlentscheidungen. Vorbilder gab es für Bolívar zu diesem Zeitpunkt nicht mehr. Die Regierung sollte stark sein und ihren Bürgern ein festes Rechtssystem geben, an dem es sich orientieren und entfalten konnte. Der Charakter einer starken Regierung war für Bolívar eindeutig:

„Es preciso que el Gobierno se identifique, por decirlo así, al carácter de las circunstancias, de los tiempos y de los hombres que lo rodean. Si éstos son prósperos y serenos, él debe ser dulce y protector; pero si son calamitosos y turbulentos, él debe mostrarse terrible y armarse de una firmeza igual a los peligros, sin atender a leyes, ni constituciones, ínterin no se restablece la felicidad y la paz.“⁶⁷

Damit war Bolívars Weg bestimmt: Die Umstände, die Zeit und die Menschen verlangten nach einer ihnen angepassten Regierungsform. Wie so oft in der Geschichte erforderten schwierige Zeiten harte Entscheidungen. Bolívar war bereit, diese zu tragen. Wie in „*Guerra a Muerte*“ zum Ausdruck kommt, war Bolívar sogar bereit, sich außerhalb jeglichen ethischen Rahmens zu stellen. Die Idee gewann für ihn die Oberhand auf Kosten des Individuums. Ein Phänomen, das sich durch die Geschichte zieht. Auf dem Weg in die Freiheit standen ihm sowohl der Mensch als auch die Natur im Wege. Die extreme Natur Lateinamerikas und die Größe des Kontinents würden Bolívar und seinen Soldaten noch große Leistungen abverlangen.

⁶⁷ „C.M.“; S.12; Übers.: „Es ist nötig, dass eine Regierung, um es sozusagen, den gegebenen Umständen, der Zeit und den Menschen entspricht, die sie regiert. Sind diese geschäftig und besonnen, muss sie sanft und beschützend sein; Sind sie aber schädlich und aufrührerisch, muss sich die Regierung schrecklich zeigen und sich mit einer den Gefahren entsprechenden Stärke wappnen, ohne Rücksicht auf Gesetze oder Verfassungen; sonst werden Glück und Friede nicht wiederhergestellt.“

Simón Bolívar und „La Carta de Jamaica“

Das zweite Exil

Am 14. Mai 1815 erreichte Bolívar sein zweites Exil in Jamaika. Dieses Mal zwangen ihn nicht nur die Spanier, sondern auch seine eigenen Landsleute dazu.

Was veranlasste Bolívar zum zweiten Mal ins Exil zu gehen?

Bolívar war es gelungen, von Neu Granada aus in seine Heimat vorzudringen und die spanischen Truppen entscheidend zu schlagen. Nicht zuletzt wurde dieser Erfolg durch den erbarmungslosen Vernichtungskrieg erreicht. „*Guerra a Muerte*“ zeigte seine Wirkung. Das Land war von den Folgen der Grausamkeit gezeichnet, die nun schon ein paar Jahre andauerten.

Mit dem Mut des Tüchtigen gelang es Bolívar, Caracas einzunehmen, ohne dabei auf viel Gegenwehr der Spanier zu treffen. Am 6. August 1813 konnte durch die Eroberung der Hauptstadt die zweite Republik ausgerufen werden. Bolívars Traum ging in Erfüllung. All die Zeit im Exil von Cartagena hatte er davon geträumt siegreich in seine Heimatstadt zurückzukehren, und nun ließ er sich, wie einst Napoleon, in einem Triumphzug feiern. Doch das Glücksgefühl des Erfolges hielt nicht lange an. Der Krieg tobte immer noch im ganzen Land. Anstatt den spanischen Truppen den entscheidenden Schlag zu verpassen, genoss Bolívar den Ruhm und versuchte die zweite Republik zu stabilisieren. Die Spanier gewannen dadurch die Zeit, um sich zu neu formieren. Der Feind war also nicht vernichtet, sondern nur vertrieben. Wie es schon vorher im Kriegsverlauf üblich war, wechselten wieder Städte und Dörfer ihre Besitzer. Die Spanier setzten unter der Führung Boves und Morales den Revolutionären zu, und es war nur mehr eine Frage der Zeit, bis sie wieder die Tore von Caracas erreichen würden.

Bolívar mußte seine Eroberungen nicht nur militärisch, sondern auch politisch sichern. Die Fehler der ersten Republik waren ihm nur allzu gut in Erinnerung. Er hatte genaue Vorstellungen, wie eine Regierung, den realen Umständen angepasst, aussehen sollte. Bolívar berief daher Männer von zweifelhafter Integrität in die Junta⁶⁸. Es waren keine Männer des Wortes, es waren Männer des Krieges. Damit wollte er verhindern, dass die Regierung wieder an einem zu liberalen Geist scheitern würde.

⁶⁸ Anm.: Eine provisorische Regierung, die meist nach Revolutionen oder politischen Umstürzen eingesetzt wird. Ihr fehlt die Legitimation des Volkes und sie setzt sich meist durch mehreren Persönlichkeiten zusammen. Junta wird oft im lateinamerikanischen und afrikanischen Zusammenhang verwendet.

Bolívar bemühte sich um Versöhnung. Vorsichtig näherte er sich den Spaniern an, um mit diesen einen Ausgleich herzustellen. Er lud die verbliebenen Spanier erneut ein, sich der Republik anzuschließen. Er dachte auch anstelle von Vertreibung und Ermordung über eine Deportation der Widerwilligen nach Nordamerika nach. Doch im Falle einer Konspiration blieb Bolívar weiterhin hart. Wer sich gegen ihn und die Republik stellte, würde zum Tod verurteilt. An einen Rückgang der vorherrschenden Gewalt war unter den Männern der neuen Regierung dennoch nicht zu denken.

Die neue Junta äußerte den Wunsch, dass sich Bolívar als Diktator an ihre Spitze stellte. Dies lehnte Bolívar aber ab, vorerst. Obwohl er den Verlockungen einer uneingeschränkten Machtfülle kaum widerstehen konnte, erwies er bei diesem Schritt sein taktisches Geschick. Um die Föderalisten in den eigenen Reihen zu besänftigen, konnte er sich nicht einfach so über ihre Meinungen hinwegsetzen. Die Eliten verdächtigten Bolívar schon lange, sich an der Macht zu berauschen. Der Ruf eines „südamerikanischen Napoleons“ eilte ihm bereits voraus. Eine Selbstkrönung, wie dies sein heimliches Vorbild in Paris getan hatte, kam für ihn deshalb nicht in Frage.

Die Junta ernannte mit der Zustimmung Bolívars General José Félix Ribas zu ihrem Vorsitzenden. In seiner ersten Amtshandlung stattete Ribas wiederum Bolívar mit diktatorischen Vollmachten aus, um die Bedrohung durch die Spanier zu bannen. Damit war Bolívar formal einer Regierung untergeordnet, faktisch hatte er aber alle Vollmachten, um selbst uneingeschränkt regieren zu können. Sein Auftrag lautete, unter allen Umständen die Republik zu verteidigen und die Spanier aus ihren militärischen und wirtschaftlichen Positionen zu vertreiben. Von nun an durfte sich Bolívar auch mit dem Titel „Libertador“ schmücken. Dieser Titel drückte für Bolívar das aus, wofür er eintrat: Die Freiheit. Dieser Titel bestätigte ihn. Bolívar besaß nicht nur die Fähigkeit zur Selbstkritik sondern auch die Bescheidenheit sich bei seinen Kampfgefährten zu bedanken. Die innere Zerrissenheit zwischen Macht und Vernunft war sein ständiger Begleiter.

An die Regierung von Neu-Granada richtete er seinen Dank, die ihn finanziell unterstützt hatte. Venezuela war für ihn nun frei und unabhängig und benötigte keine weitere Hilfe mehr. Ob es nun an der überschwänglichen Freude über die erfolgreiche Rückeroberung oder an seiner Politik lag, ist nicht geklärt, jedenfalls brach er jede weitere Zusammenarbeit mit Neu Granada ab. Diesen Schritt sollte Bolívar später noch fast bereuen.

Bolívar konnte seine diktatorischen Vollmachten nicht voll und ganz ausüben. Die östlichen Provinzen standen unter dem Befehl Moriños, der ebenfalls den Titel eines Libertadors und Diktators für sich beanspruchte. Venezuela war somit geteilt. Es kam zwischen den beiden immer wieder zu Auseinandersetzungen. Eitelkeit und Machtsreben verhinderten ein koordiniertes Vorgehen. Bolívar verstand es zwar seine eigenen Interessen hinter den allgemeinen zurückzustellen, aber im Konflikt mit Mariños stieß er an seine persönlichen Grenzen.

Als Boves den Republikanern bei La Puerta zusetzte, forderte Bolívar Unterstützung von Mariño an. Dieser zögerte. Die Armee Bolívars wurde in der Folge vernichtend geschlagen und die zweite Republik stand wieder in Gefahr zu zerbrechen. Die Spanier hatten sich neu formiert und in Stellung gebracht. Der Konflikt zwischen Bolívar und Mariños drohte den Zerfall zu beschleunigen. Es fehlte an der Einheit, die Bolívar in seinem „Manifesto Cartagena“ so sehr beschworen hatte. Die Republikaner hatten einige Möglichkeiten Boves in die Zange zu nehmen, da er sich zwischen den beiden republikanischen Heeren festmanövriert hatte. Doch durch Unentschlossenheit und Machtkalkül entkam dieser. Es wäre wahrscheinlich der entscheidende Schlag gegen die Spanier gewesen.

Nach der Niederlage von La Puerta erließ Bolívar sofort den Befehl zur Exekution von 800 spanischen Gefangenen in Caracas und La Guaira. Die Gefahr, dass sich die Truppen Boves und die Gefangenen vereinigten, war für Bolívar zu groß. Zum Vollstrecker ernannte er die Gouverneure Zumal Arizmendi und Mérida; ein grausames und blutiges Schauspiel folgte. Um Munition zu sparen, wurden die Männer gehängt oder erschlagen. Das Morden zog sich über mehrere Tage hin. Die Radikalisierung des Krieges fand kein Ende.

Das Ende der zweiten Republik war abzusehen. Bolívar fehlte es an Unterstützung. Er konnte seine Armee nicht ausrüsten, seine Soldaten litten an Hunger. Die Bevölkerung produzierte nicht mehr genügend Lebensmittel, um die Armee zu ernähren. Geschwächt und schlecht ausgerüstet gelang es Bolívar nicht, zum entscheidenden Schlag auszuholen. Auch wenn die spanischen Truppen durch die Erfolge neuen Mut gefasst hatten, kämpften sie mit denselben Problemen wie Bolívar. Doch ihm verweigerte die Bevölkerung die Unterstützung. Die Sklaven kämpften für ihre Freiheit auf der Seite der Spanier. Die Eliten waren in Machtkämpfe verwickelt, und alle litten unter den Auswirkungen des Krieges. An eine Einheit war unter diesen Umständen nicht zu denken.

Selbst der Umstand, dass Boves den Tod auf dem Schlachtfeld fand, konnte Bolívar nicht helfen. Die Llaneros verloren ihren blutrünstigen Anführer, dem es immer wieder gelungen war, den Truppen Bolívars erheblichen Schaden zuzufügen. Der Mestize Piar trat an die Stelle von Boves und führte das Reitervolk an. Diese ritten nun aber nicht mehr für die Spanier, sondern schlossen sich den Republikanern an. Diesen Vorteil konnte Bolívar aber vorerst nicht nutzen. Er war schon zu sehr in die Defensive gedrängt worden. Piar und die Llaneros sollten aber noch eine wichtige Rolle in Bolívars Leben spielen.

Da die Spanier zunehmend die Überhand gewannen, verlor Bolívar 1814 die Stadt Caracas. Der Libertador mußte erneut das Land verlassen. Mit seinen Offizieren setzte er sich nach Cartagena ab und überließ den Spaniern seine Heimat. Wie beim ersten Mal hoffte er sich in Neu Granada zu konsolidieren und Unterstützung für die Rückeroberung zu erhalten. Die Granadiner empfingen Bolívar aber nicht mit offenen Armen. Hatte er doch ohne Rücksprache mit der Regierung mit ihren Mitteln den Marsch auf seine Heimat befohlen. In den Stunden seines Triumphes hatte Bolívar dann das Band der Freundschaft und Zusammenarbeit zerschnitten. Neu Granada kämpfte gegen den zunehmenden Zerfall. Die einzelnen Provinzen bildeten einen losen Staatenbund. Von Norden und Süden drohte die Invasion der Spanier. Diese wurden durch die Ereignisse in Europa gestärkt.

Bolívars neuer Gegenspieler – General Morillo

1814 endete die Regentschaft Napoleons in Europa. Bolívars einstiger Spielkamerad Ferdinand VII. erlangte seinen Thron zurück und konnte sich nun ungehindert der Rückeroberung der Kolonien widmen. Als erstes hob er die liberale Verfassung von 1812 auf, die auch den amerikanischen Kolonien umfassende Freiheiten sicherte. Unter der absolutistischen Herrschaft Ferdinands VII. kam es in Spanien zu Verfolgungen, die Inquisition wurde wieder eingeführt. Der König versuchte jeglichen liberalen Geist aus den Köpfen der Spanier zu tilgen. Aber nicht nur Spanien litt unter der Politik des neuen Königs, sondern auch die Kolonien. Unabhängigkeit und Autonomie kam für ihn nicht in Frage. Die alte koloniale Ordnung musste wieder hergestellt werden. Unter der Devise „Restauration“ setzte er Menschen und Gelder in Bewegung, um die aufsässigen Kolonien wieder zu unterwerfen. Seine Befehle riefen nicht dezidiert zur Gewalt auf, doch er ließ seinen Generälen genug Spielraum, um die geeigneten Mittel zu finden. Lateinamerika musste sich auf eine neue Welle der Gewalt vorbereiten.

Um dieses Vorhaben zu realisieren, stellte Ferdinand VII. ein Expeditionskorps von bisher ungekannter Größe zusammen. Zehntausend Mann und Kriegsmaterial wurden

eingeschifft. General Monteverde hatte abgedankt. Der König erteilte dem neuen General Morillo den Auftrag zur Befriedung und verlieh ihm den Titel „*Pacificador*“⁶⁹. Morillo stammte aus einfachen Verhältnissen und hatte sich in den Seestreitkräften Spaniens bis zum General hochgedient. Morillo besaß umfangreiche Vollmachten, die ihm volle Handlungsfähigkeit sicherten.

Die Truppen glaubten aber in Argentinien zu landen. Die Verwunderung war groß, als auf See der Befehl bekannt wurde, dass das Ziel Neu Granada hieß. Die dortigen Gewaltexzesse hatten sich bis nach Spanien herumgesprochen und die Soldaten wussten, was sie erwartete. Die Armee Morillos war gut ausgerüstet und die Soldaten in der Überzahl. Als Bolívar vom Staatenbund in Neu Granada den Auftrag bekam, die rebellischen Provinzen zu erobern und die Heimat gegen die Spanier zu schützen, wusste er noch nicht was da aus dem alten Europa auf ihn zukam.

Der Fall Neu Granadas

Neu Granada ereilte ein ähnliches Schicksal wie Venezuela. Die Eliten stritten um Macht und Einfluß. Soziale Missstände beherrschten das Land und es zerfiel in vier Gebiete. Simón Bolívar bekam den Auftrag zur Wiederherstellung von Einheit und Ordnung. Da nun Venezuela wieder in Besitz der Spanier war, stieg die Gefahr einer Invasion. Die venezolanischen Royalisten standen schon im Norden und Süden bereit. Außerdem näherte sich über das Meer die Armee Morillos.

Cartagena empfing Bolívar mit offenen Armen, da er für diese Stadt der einzige war, der sich stets gegen die spanischen Eroberer stellte. Doch nicht überall empfing man Bolívar so freundlich.

Der Präsident von Cundinamarca Antonio Nariño, fiel loyalen Truppen der Spanier in die Hand. Er wurde festgesetzt und nach Spanien gebracht, von wo ihm 1821 die Flucht in die Heimat gelang. An seine Stelle trat sein Onkel Manuel Bernado Alvarez. Dieser hielt nicht viel vom republikanischen Geist. Er setzte sich über die Föderation der freien Staaten Neu Granadas hinweg und regierte in seiner Provinz diktatorisch. Unter ihm wurde diese zunehmend spanien-treuer, konservativer und religiöser. Die übrigen Provinzen, die nach wie vor eine Föderation bildeten, erteilten Bolívar den Auftrag zur Unterwerfung. Als Bolívar die Stadt Santa Fe de Bogota belagerte, stellte er sein letztes Angebot zur Kapitulation mit den Worten: „*Der Himmel hat mich dazu ausersehen, der Befreier unterdrückter Völker zu sein, und daher werde ich niemals auch nur ein einziges Dorf erobern.*“⁷⁰

⁶⁹ Anm.: Friedensstifter

⁷⁰ Zitiert nach Masur, Gerhard: Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas; Südverlag; Konstanz 1949; S. 216

Bolívar sah seine Mission in der Befreiung und nicht in der Eroberung. Doch die Stadt verweigerte die Kapitulation. Es kam zum Kampf, in dem sich die Stadt tapfer verteidigte. Der Widerstand war erfolglos. Bolívar gab Teile der Stadt zur Plünderung frei. Damit zog er nicht nur den Unmut des Kongresses auf sich, sondern auch die Angst der Aristokraten vor ihm stieg. Doch Bolívar wollte noch mehr. Er schlug vor die Stadt entsprechend dem Dekret „*Guerra a Muerte*“ endgültig zu unterwerfen. Doch der Vorschlag wurde abgelehnt. Keinesfalls wollten die Verantwortlichen einen Vernichtungskrieg wie in Venezuela. Als Bolívar die negative Antwort übermittelt wurde, ließ er dem Kongress ausrichten: „*Sagen Sie ihnen, man werde ihnen (Anm.: dem Kongress) gehorchen, aber eines Tages würden sie es bereuen. Dies Land wird unweigerlich von den Spaniern besetzt werden, aber lassen Sie nur, ich komme wieder.*“⁷¹

Obwohl Bolívar Santa Fe de Bogota erfolgreich für die Föderation eroberte, mehrte sich der Widerstand gegen ihn. Er verlor nicht nur teilweise den Rückhalt in den eigenen Reihen, sondern auch der Unmut über den Verlauf des Krieges wurde lauter. Der Schuldige war schnell gefunden. Die venezolanische Bevölkerung machte Simón Bolívar dafür verantwortlich. In seiner Heimat wurde Bolívar scharf angegriffen. Eine lange Liste von Verfehlungen wurde erstellt, die ihn in Misskredit bringen sollte⁷². Die Anschuldigungen waren schwerwiegend: Einsetzen einer Diktatur; Bereicherung seiner Familie auf Kosten der Bevölkerung; der Vernichtungskrieg; militärische Unfähigkeit; Entlastet wurde Bolívar lediglich in dem Punkt der persönlichen Bereicherung, auf den ausdrücklich hingewiesen wird. Auch wenn Bolívar im „*Manifiesto Carúpano*“⁷³ alle Anschuldigungen weitgehend entkräften konnte, verlor er den Rückhalt.

Als nun auch noch Morillo in Santa Marta landete, zog sich Bolívar endgültig nach Cartagena zurück. Die Verteidigung der Stadt und die damit verbundenen Amtsgeschäfte überließ er seinem Vetter Palacio. Auf dem Festland war für ihn nichts mehr zu gewinnen. General Morillos militärische Überlegenheit ermöglichte ihm die Unterwerfung Neu Granadas. Auch wenn er auf unnötige Gewaltexzesse und Repressalien gegenüber der Bevölkerung verzichtete, hatte Morillo Schwierigkeiten, die alte Ordnung wiederherzustellen. Mestizen waren in verantwortungsvolle Positionen vorgerückt, was nach den alten kolonialen Bestimmungen unmöglich erschien. An eine rasche

⁷¹ Masur, Gerhard: Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas; Südverlag; Konstanz 1949; S. 218

⁷² Madariaga, Salvador de: Bolívar; übersetzt v. Helmut Lindemann; Hollis & Carter; London; Seite 210

⁷³ Bolívar, Simón: Doctrina del Libertador; Biblioteca Ayacucho; Venezuela; Seite 41 ff

Umsetzung aller Ämter war nicht zu denken. Die unteren Schichten fingen an, gegen die Spanier zu rebellieren, da die erhofften Freiheiten ausblieben. Morillo enteignete Kreolen, da er Geld brauchte. Er schuf zunehmend ein Klima der Unzufriedenheit.

Die Revolution wurde nicht nur militärisch bekämpft, indem Morillo die Anführer erschießen ließ, sondern auch auf geistiger Ebene. Der General rekrutierte hundert Geistliche, die den liberalen Geist aus den Köpfen verbannen sollten. Jedes Buch, das nicht in lateinischer oder spanischer Sprache verfasst war, ging in den Flammen der Inquisition auf. Diese sicherte sich unter der neuen Regierung ihre alte Macht. Es kam wieder zu Verfolgungen.

Spanien hatte das Festland wieder unter seine Kontrolle gebracht. Doch Simón Bolívar segelte bereits mit einem Schiff nach Jamaika in sein zweites Exil. Ob es nur eine Flucht war oder die Weitsicht, dass es unter diesen Umständen nicht möglich war, die Revolution entscheidend zu wenden, sei in Frage gestellt. Simón Bolívar mußte sich an seine neue Rolle im Exil gewöhnen.

„La Carta de Jamaica“

Simón Bolívars Zeit im Exil 1815, die fast ein ganzes Jahr dauerte, war von zwei für ihn ungewohnten Zuständen geprägt. Zum einen war er vollkommen mittellos und verarmt, zum anderen war er für seine Verhältnisse zur Untätigkeit verdammt. Bolívar war es zur Natur geworden, Schlachten zu schlagen. Er war ein Mann der Tat, und nun sah er sich genötigt, den Unabhängigkeitskrieg mit anderen Mitteln zu führen: Mit Feder und Papier.

Doch selbst im Exil war Bolívar vor den Spaniern nicht sicher. General Morillo wusste, dass nur Bolívars Tod den Keim der Revolution endgültig ersticken würde. So wurde ein Attentat auf ihn verübt, dem Bolívar nur durch einen Zufall entkam. Der Täter wurde gefasst und hingerichtet. General Morillo stand hinter der Verschwörung.

In dieser Zeit verfasste Bolívar mehrere Artikel und Streitschriften. Er führte rege Korrespondenz und warb weiter für die Unabhängigkeit Lateinamerikas. Dabei ging es ihm nicht nur um die Finanzierung einer Expedition, sondern vor allem um die ideelle Grundlage und Notwendigkeit der Unabhängigkeit. Dafür formulierte er politische Manifeste und arbeitete an seinen Visionen eines zukünftigen Amerika. Dabei stand die Aussöhnung mit den Bürgern Neu Granadas an erster Stelle. Wie in allen anderen Lebensbereichen entwickelte er dabei außerordentliche Fähigkeiten. Er schrieb viele Briefe

und diese bestachen durch einen hervorragenden Stil. Die Sprache war leidenschaftlich, die Gedanken klar.

Im Exil auf Jamaika entstand auch sein bekanntestes Werk: Ein Antwortschreiben auf die Frage des englischen Geschäftsmannes Henry Cullen nach der Zukunft Lateinamerikas. Dieser Brief wurde als „*La Carta de Jamaica*“ berühmt. Bolívar verfasste ihn auf Englisch, erst Jahre später wurde er ins Spanische übersetzt. Wie im „*Manifesto Cartagena*“ angekündigt, wandte sich Bolívar der Idee einer kontinentalen Einigung zu. Er präziserte seine Idee von einem Superkontinent.

„*La Carta de Jamaica*“ war somit nicht nur eine Bestandsaufnahme, sondern ein Programm. Seine Analysen über die Entwicklung der einzelnen Länder sind bestechend klar und weitsichtig. Ob es die Nationwerdung von Mexiko, die Schwierigkeiten des Zusammenschlusses von Venezuela und Neu Granada oder die wirtschaftliche Bedeutung Panamas durch den Kanalbau waren, Bolívars Prognosen sind weitgehend eingetroffen. Umso mehr ist „*La Carta de Jamaica*“ ein Dokument, mit dem Bolívar sein intellektuelles Talent und politische Weitsicht unter Beweis stellt.

Bolívar löst sich in der „*Carta*“ von regionalen Problemen und wird zum Weltpolitiker. Die Probleme des Kontinents könnten nicht mehr auf regionaler Ebene gelöst werden, sondern es bedürfte einer kontinentalen Lösung. Die Zukunft Amerikas war für Bolívar entscheidend für ein Gleichgewicht der Welt. Bolívar war sich sicher, dass auch die Stabilität Europas von einem gesunden Amerika abhing. Die Realität sprach aber gegen seine Vision. Es wäre aber nicht Bolívar, wenn er kein Getriebener seiner Ideen gewesen wäre.

Es waren die Umstände der regionalen Machtinteressen und kulturellen Unterschiede, die einem Superkontinent im Wege standen. Wie sollte aber der Kontinent regiert werden, wenn man nicht einmal die Hindernisse auf dem Weg zu einer nationalen Regierung überwinden konnte? Neben der kolonialistischen Bedrohung von außen hatte der Streit zwischen den Zentralisten und Föderalisten bisher die Stabilisierung der jungen Staaten verhindert. Südamerika unter dem Regime einer zentralen Macht, einer Diktatur oder Monarchie? Waren das Bolívars Ansätze für die Zukunft?

Das Große mußte durch seine kleinen Teile zusammen gehalten werden. Daher war die regionale Stabilität eine unumgängliche Voraussetzung. Kleine Nationen mussten sich finden, um sich dann zu einer großen zusammenzuschließen. Bolívars Ziel war ein kontinentaler Kongress, der alle Regierungen Südamerikas repräsentierte. Wie Miranda

wählte auch Bolívar Panama als Hauptstadt. Durch seine zentrale Lage und seine Funktion als Handelszentrum war Panama in einer hervorragenden geopolitischen Situation. Ein Kanal, der Pazifik und Atlantik verband, sollte nach Bolívars Plan, die wirtschaftliche Vormacht sichern. Auch hier war Bolívar seiner Zeit voraus, denn der Panamakanal wurde erst über hundert Jahre später durch die Vereinigten Staaten realisiert.

Die Freiheit des Kontinentes hing von der Freiheit der einzelnen Staaten ab. Bolívar berief sich in seinem Jamaikabrief auf den Abt von Mecheln Dominique Dufour de Pradt (1759-1837). de Pradt bekämpfte im Dienste der katholischen Kirche die französische Revolution. In seiner Funktion als Diplomat sah er eine Eigenständigkeit der Länder Lateinamerikas von Europa voraus. Er hielt es für möglich, dass sich dort 15-17 Monarchien entwickeln könnten. Er bezog sich dabei auf regionale sowie wirtschaftliche Interessensgebiete. Die Nationen in Lateinamerika entstanden ja bekanntlich erst durch die Revolutionen. Die Grenzen, die Lateinamerika teilten, waren rein ökonomischer Natur und nahmen keine Rücksicht auf die kulturellen und regionalen Gegebenheiten. Doch der Gedanke eines geeinten Südamerikas war revolutionär. Die Realisierung einer Union in Europa sollte noch über hundertvierzig Jahre dauern, die von schrecklichen Ereignissen geprägt waren. Bolívar hielt trotz aller Zweifel an der Idee fest.

Das Band ist zerschnitten

Dreihundert Jahre Kolonialgeschichte waren für Bolívar Beweis genug, dass sich die Kolonien von ihrem Mutterland entfernt hatten. Die Geschichte der Conquista zeugte von Grausamkeit und Barbarei. Bolívar berief sich auf Erzbischof Bartolomé de Las Casas (1474-1566), der schon ein frühes Zeugnis von der ungerechten Behandlung von Indigenen gegeben hatte. Gewalt und Verderben waren die ständigen Begleiter der Konquistadoren. Durch die große Entfernung der Kolonien von Spanien verhallten Las Casas Rufe nach Gerechtigkeit. Auch die ungerechte Behandlung der indigenen Könige, die von den Spaniern nur mit Verachtung und Hohn behandelt wurden, sind für Bolívar Zeichen der Geringschätzung eines ganzen Kontinents. Bolívar verglich dafür die Schicksale des Inkakönigs Atahualpas und des Aztekenkönig Montezumas mit denen der spanischen Könige während der napoleonischen Herrschaft. Während die einen gedemütigt, misshandelt und getötet worden waren, behandelte man die spanischen Könige ihrem Amt entsprechend würdevoll.

Zwischen Spanien und den Kolonien habe früher durch die Gemeinsamkeit der Kultur, Religion, gesellschaftlicher Traditionen und Werte ein Naheverhältnis bestanden, das den Kreolen lange Zeit Hoffnung auf eine Besserung der politischen Situation gelassen habe. Aber jetzt, nachdem die Amerikaner alles Denkbare erlitten hätten, sei das Gemeinsame zum Trennenden geworden. Bolívar sah seinen Kampf als eine Befreiung aus einer Vormundschaft: „*El velo se ha rasgado, ya hemos visto la luz y se nos quiere volver a las tinieblas.*“⁷⁴ Amerika musste sich aus seiner passiven Haltung befreien. Die Spanier verweigerten den Kreolen jegliches Rechte, sich aktiv an der Regierung zu beteiligen. Staatsposten konnten sie nicht bekleiden; hohe militärische Ränge waren ihnen vorenthalten; das Manufakturen- und Produktionsverbot verurteilte sie zu reinen Rohstoffproduzenten.

Es sei charakteristisch für Bürgerkriege, dass zwei Lager entstünden: Konservative und Reformen. Die Konservativen seien meist mehr, weil die Macht der Gewohnheit gegenüber zum Gehorsam alten Autoritäten verleite. Ihnen gegenüber stünden die Reformen. Immer in der Minderheit, doch eloquenter und gebildeter. Die moralische Kraft der Minderheit wiege die physische Masse der Mehrheit auf. Treffender hätte Bolívar die Ausgangssituation eines revolutionären Umbruchs nicht beschreiben können. Der Ausgang sei stets ungewiss; zum Glück, meint Bolívar, sei in diesem Fall die Masse der gebildeten Minderheit gefolgt.

Bolívar führte zwei Arten zur Versklavung eines Volkes an: „*Los estados son esclavos por la naturaleza de su constitución o por el abuso de ella. Luego un pueblo es esclavo cuando el gobierno, por su esencia o por sus vicios, huella y usurpa los derechos del ciudadano o súbdito.*“⁷⁵ Den Amerikanern wurde das Recht auf Selbstverwaltung vorenthalten. Auch konnten sie keine Erfahrungen in der Ausübung von Staatsgeschäften sammeln, nicht einmal als Erfüllungsgehilfen der tyrannischen Spanier. Dieser Punkt erscheint ein wenig eigenartig, da sich Bolívar aus der Unterdrückung der Spanier befreien wollte und deren Tyrannei als ein abschreckendes Beispiel galt. Doch auch die Möglichkeit, unter fremdem Befehl und im Unrecht zu handeln und die Gelegenheit, aus

⁷⁴ Doctrina del Libertador; Simón Bolívar: „La Carta de Jamaica“; S.57; Übers.: „Der Schleier ist zerrissen; Wir haben das Licht gesehen und wollen nicht mehr in die Dunkelheit zurück.“ Anm.: Quelle wird in Folge mit „L.C.d.J.“, Seitenzahl und Übersetzung angegeben

⁷⁵ „L.C.d.J.“; S.62; Übers.: „Staaten sind Sklaven durch die Natur ihrer Verfassung oder durch deren Missbrauch. Ein Volk ist auch versklavt, wenn eine Regierung durch ihr Wesen oder ihre Laster die Rechte des Bürgers oder des Untertanen mit Füßen tritt oder usurpiert.“

der eigenen Tat zu lernen, waren für Bolívar Bestandteile eines Emanzipationsprozesses. Die Auswirkungen, die sich aus der Unmündigkeit ergaben, waren für die Amerikaner fatal. Ohne Erfahrungen hätten die Kreolen die Amtsgeschäfte aufgenommen, damit waren persönlichen Eitelkeiten und Machtinteressen, aber auch Fehlern aus Unerfahrenheit und Naivität, Tür und Tor geöffnet. Selbst die eigene Bevölkerung habe sie nicht wirklich ernst genommen.

Mit ihrer Unerfahrenheit stürzten sich die Amerikaner in die Wirren der Revolution. Sie wollten Anarchie und Chaos vorbeugen. Der Ablauf war derselbe in allen Ländern Lateinamerikas. Erst stellten die Anführer die innere Sicherheit her. Sie beriefen Volks-Juntas, die zu Kongressen führten. Es wurden die Menschenrechte ausgerufen und Gesetze verabschiedet, die das Gleichgewicht der Kräfte herstellen sollten. In ihrem liberalen Streben gingen die Revolutionäre zu weit. Seine Zweifel an diesem Vorgehen bekräftigte Bolívar mehrmals, da es nicht den realen Notwendigkeiten entsprach. Auch in „*La Carta de Jamaica*“ verwies Bolívar auf sein Misstrauen gegenüber der übertriebenen Toleranz.

Doch die Freiheit für die Kolonien sei nur eine Frage der Zeit. Je mehr die Spanier dagegen ankämpften, desto mehr Unterstützung aus der Bevölkerung, aber auch von anderen Großmächten erwartete sich Bolívar. Die Welt würde das Unrecht, das Lateinamerika angetan wurde, erkennen. Auch wenn der Kampf hohe Verluste kostete, die alle Völker zu betrauern hatten, so waren sie für Bolívar ein Indiz für das unaufhaltsame Bestreben nach Freiheit. Spanien sei am Ende. Es konnte unmöglich die Kolonien zurückerobern, und wenn dies teilweise gelang, dann würden die wenigen nicht ausreichen, um das System dauerhaft aufrechtzuerhalten. Welchen Vorteil sich Spanien durch die Rückeroberung erhoffte, sei ihm unklar, doch schlimmer für Bolívar war, dass Europa dabei tatenlos zugeesehen habe. Vielleicht hatte sich Bolívar erhofft, dass die Europäer ihre Ideale von Freiheit und Gleichheit auch für Lateinamerika geltend machen würden. Umso kritischer stand er den europäischen Ideen gegenüber, als die Hilfe ausblieb. Selbst von den Brüdern aus dem Norden kam keine Unterstützung. Europas Haltung stieß bei Bolívar auf Unverständnis: „*no sólo porque el equilibrio del mundo así lo exige.*“⁷⁶

Wenn schon die moralischen Motive nicht ausreichten, dann könnte wenigstens die Aussicht auf eine wirtschaftliche Zusammenarbeit genügen, um den Freiheitskampf zu unterstützen. Die Wirtschaft gewann als stabilisierenden Faktor immer mehr an Bedeutung

⁷⁶ „L.C.d.J.“; S.59; Übers.: „Nicht nur weil es das Gleichgewicht der Welt so fordere..“

in Bolívars Denken. In seiner Propaganda ging er sogar soweit, dass er den Engländern Panama und andere Teile Mittelamerikas als Gegenleistung für ihre Unterstützung anbot. Er bestand zwar auf politische Freiheit, lockte aber die Europäer mit materiellen Gewinnen. Doch England blieb in dem Konflikt weiterhin neutral.

Bolívars natürliche Gegner

Die größten Hindernisse stellten für Bolívar die Geographie Lateinamerikas und der Mensch selbst dar. In „*La Carta de Jamaica*“ führte er an, dass ihm ausreichende Informationen über das Land und die Menschen fehlten, um Auskunft über ihre Bedürfnisse geben zu können. Nur spärlich drangen die Berichte über die abgelegenen Regionen an Bolívar. Er konnte sich auch kein genaues Bild über den Verlauf der Revolution in anderen lateinamerikanischen Ländern machen. Die Größe Lateinamerikas und die verschiedenen Vegetationen und Klimazonen hatten Bolívar sowohl militärisch als auch politisch immer wieder vor Probleme gestellt. In der Vielfalt dieser Bereiche wohnten Völker mit unterschiedlichsten Bedürfnissen. Welche Regierungsformen diese bevorzugten, wollte Bolívar in Erfahrung bringen. Doch dazu sei umfangreiches Material nötig und niemand sei imstande, dieses zu liefern. Nicht einmal Alexander von Humboldt, obwohl man diesem schon einen Meilenstein der Erkenntnis über den Kontinent verdankte. Es ist der Empirist in Bolívar, der umfangreiches Wissen über Mensch und Natur fordert, um eine Regierung zu finden, die den realen Bedingungen entspricht.

In diesem Brief bestimmt er die Position eines Amerikaners. Dieser sei kein Indianer, noch Europäer; vielmehr eine Mischung aus den rechtmäßigen Eigentümern des Landes und den spanischen Usurpatoren. Von Geburt an ist er ein Amerikaner, der aber unter den Gesetzen Europas lebt. Aus dieser ungerechten Situation gelte es sich zu befreien. Welche politische Linie sich daraus ergeben würde, war für Bolívar noch nicht erkennbar. Anders als den Bürgern der Vereinigten Staaten fehlten Bolívars Landsleuten, wie er befand, die nötigen Tugenden für eine Volksherrschaft. Unter solchen Voraussetzungen würde ein demokratisches System immer scheitern. Es waren die Eigenschaften der Spanier, die den Lateinamerikanern im Weg standen: Rachsucht, Ehrgeiz, Wildheit und Habsucht. So kam Bolívar zum gleichen Schluss wie Montesquieu: „*Es más difícil sacar un pueblo de la servidumbre, que subyugar uno libre.*“⁷⁷

⁷⁷ L.C.d.J.; Seite 67; Übers.: „Es ist viel schwieriger ein Volk aus der Sklaverei zu befreien, als ein freies zu unterwerfen.“

Bolívars politisches Bekenntnis

In „*La Carta de Jamaica*“ gab Bolívar zum ersten Mal sein politisches Bekenntnis ab. Für ihn stand das größtmögliche Glück des Menschen im Mittelpunkt. Dies stellte die innere Kraft des menschlichen Handelns dar, und im Rahmen von Gesetzen sollten diese zur größten Entfaltung kommen. Anarchismus hingegen kam für Bolívar nicht in Frage. Es mußte gewährleistet sein, dass das individuelle Streben nach Glück nicht über dem Wohl der Allgemeinheit stand. Eine bürgerliche Gesellschaft stellte für Bolívar das beste Fundament für dieses Streben dar. Diese sollte auf den Grundsätzen von Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit basieren. Bolívar legte damit ein Bekenntnis zur Republik ab. Er hielt diese Staatsform für die vollkommenste, aber doch auch gleichzeitig für die unbrauchbarste, da sie den realen Umständen nicht angepasst war.

Ebenso lehnte er eine Universalmonarchie für den Kontinent ab. Den Grund sah Bolívar in den Missbräuchen und dem fehlenden Reformwillen solcher Regierungen. Dagegen sprach für Bolívar auch, dass sich alle Länder des Kontinents nicht einer einzelnen Monarchie unterstellen würden.

Wie bereits beschrieben, führte sein Weg zur kontinentalen Einigung über die Nationwerdung der einzelnen Teile. Dabei lehnte er sich an de Pradt an, der es für möglich hielt, dass sich 15-17 Monarchien in Lateinamerika bilden könnten. Anstelle von Monarchien sollten es aber, nach Bolívar, Republiken sein. Denn nur in Republiken könnten sich Wohlstand und Ruhm entfalten. Sie seien auch stabiler als Monarchien.

Die oberste Maxime der Freiheit würde die Herrscher davon abhalten, die Grenzen ihrer Nation auf Kosten anderer auszudehnen. Da sich die Republiken auch den Maximen der Gerechtigkeit unterwerfen würden, sei auch keine Gefahr gegeben, dass sie ihre Nachbarstaaten zu Kolonien machten. Große Republiken würden aber durch ihre Ausdehnung einen Hang zum Despotismus entwickeln und langsam entarten. Sie würden sich zu Imperien entwickeln. Ob diese weise Vorhersage auf die Vereinigten Staaten zutrifft, bleibt dem Leser zu beurteilen. Für Bolívar jedenfalls hatten nur die kleinen Republiken Beständigkeit, und Lateinamerika bot für siebzehn Nationen Platz.

Die Politik der Könige war es, ihren Ruhm und Wohlstand durch die Erweiterung ihres Staatsgebietes zu vergrößern. Da sich aber die Amerikaner nach Wohlstand, Frieden, Handwerk und Handel sehnten, kam für Bolívar keine Monarchie in Frage. Keinesfalls stellte aber das föderative System ein geeignetes Modell für Lateinamerika dar. Zwar wäre es das perfekte System, doch die Tugenden und politischen Anforderungen würden die

Menschen überfordern. Auch das Kopieren des englischen Regierungsmodells galt ihm vorerst als keine gute Lösung. Für das Zweikammern-Parlament, das Aristokratie und Volkssouveränität verband, hegte er aber Sympathien. Doch an eine Umsetzung war nicht zu denken, da die Aristokraten ihren Sitz nur erblich, aber ohne irgendwelche Tugenden erworben hätten. Simón Bolívar war auf der Suche nach einem Regierungsmodell für Lateinamerika, für das es keine wirklichen Vorbilder gab. Er konnte kein Regierungsmodell kopieren, denn es entsprach keines den realen Umständen und den Anforderungen. Bolívars Traum einer föderativen Form, die alle Nationen Amerikas verband, stand der Mensch im Wege. Daher lautete Bolívars Urteil über das zukünftige Regierungsmodell: „*no la mejor sino la que sea más asequible*.“⁷⁸

Die Vereinigten Staaten waren die Verwirklichung einer Föderation, die rein den Idealen entsprach. Sie wurde erfolgreich auf den Grundsätzen der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit gegründet. Simón Bolívar erteilt aber in „*La Carta de Jamaica*“ jeglichem politischen Idealismus eine Absage. Auch von seiner Idee der Verwirklichung eines geeinten Kontinents trat Bolívar zurück. Bolívars Konzept für einen Staat war das einer angewandten und keiner theoretischen Freiheit. Das Ziel war eine konservative Republik, gestützt durch die Aristokratie und starken Persönlichkeiten. Die Grundlagen waren für Bolívar vorhanden. Der neue Kontinent sollte sich auf den gemeinsamen Ursprung, eine gemeinsame Sprache, einheitliche Gebräuche und Religion begründen.

Diese Faktoren gelten aber lediglich für die führende aristokratische Schicht. Denn die Sprachen der Indigenen, die Naturreligionen und deren Gebräuche sind so zahlreich wie verschieden. Von den Ursprüngen der Sklaven aus Afrika, die über Generationen hinweg zum fixen Bestandteil der Bevölkerung geworden sind, gar nicht zu reden. Auch wenn Bolívar auf die unterschiedlichen Klimazonen, Interessen und Charaktere hinweist, nimmt sein politisches Modell keine Rücksicht auf die inhomogene Gesellschaftsstruktur. Dieses Menschenbild gilt es noch bei Simón Bolívar genauestens zu hinterfragen.

In „*La Carta de Jamaica*“ sind Bolívars politische Weitsicht und seine Forderungen an eine neue postkoloniale Ordnung erkennbar. Sie stellen den entscheidenden Wendepunkt dar, indem Bolívar die europäische Aufklärung weder imitiert noch ablehnt, sondern sie entscheidend erweitert. Hier ist eindeutig Lynchs⁷⁹ Interpretation zu folgen, dass Bolívar einen Teil zur Aufklärung beitrug. Simón Bolívar reihte sich durch seine Vision in die

⁷⁸ „L.C.d.J.“; S.69; Übers.: „Nicht das Beste, sondern das am ehesten erreichbare.“

⁷⁹ Lynch, John: *Simón Bolívar A Life*; Yale University Press; New Haven and London 2006; S. 92

Reihe der Staatsmänner ein, die für Freiheit und Gerechtigkeit kämpften. Er fand seine eigene Theorie für die nationale Befreiung, deren praktische Anwendung sich aber als schwierig erweisen sollte. Diese ist aber nicht an den regionalen Gegebenheiten gescheitert, sondern vor allem kam eine Umsetzung wegen den unterschiedlichen Machtinteressen nicht zustande. Bolívar bewies aber damit, dass er aus Erfahrung und Kenntnis des lateinamerikanischen Ambientes eine schlüssige Theorie zur Regierbarkeit des Kontinents aufstellen konnte.

Simón Bolívar und „El Discurso de Angostura“

Der Kongress in Angostura tritt zusammen

Am Morgen des 15. Februars 1819 verkündeten Kanonensalven den Beginn des Kongresses in Angostura. Die Venezolaner liebten Inszenierungen, und so setzte sich der Marsch der Delegierten durch die Gassen in Bewegung. An der Spitze führte „Libertador“ Simón Bolívar die sechsundzwanzig Gesandten an. Der Zug wurde begleitet von der jubelnden Bevölkerung. Im Stadtsaal fand der erste Kongress der 3. Republik statt.

Simón Bolívar hatte sich gut auf diese Zusammenkunft vorbereitet. Die Kritik an seiner Person und an seinen diktatorischen Vollmachten hatte ihn nicht unbeeindruckt gelassen. Er wusste, dass nach wie vor keine Einheit unter den Venezolanern hergestellt war. Die entscheidende Schlacht war noch nicht geschlagen. Sowohl der innere als auch der äußere Feind bedrohten nach wie vor die Unabhängigkeit. War der Zeitpunkt des Kongresses nicht zu früh? Neu Granada war fest in der Hand der Spanier. General Morillo kämpfte auch dort erfolgreich, obwohl er seine fähigsten Männer in Venezuela zurückgelassen hatte, um einer erneuten Rückeroberung durch die Revolutionäre vorzubeugen. Die Spanier hatten zwar Teilverluste hinnehmen müssen, aber die wichtigsten und größten Gebiete behielten sie unter ihrer Kontrolle. Der Befreiungsarmee war es immerhin gelungen, Guyana und die östlichen Provinzen des Orinokos einzunehmen. Der Kampf tobte, da schien eine Verfassung das kleinste Problem. Doch die sechsundzwanzig von ursprünglich vierzig geladenen Delegierten waren gewillt, einen neuen Staat zu schaffen.

Der Kongress wurde gründlich vorbereitet. Ein Ausschuss wurde eingesetzt, der die Frage klären sollte, wie die Delegierten von ihren Provinzen entsandt werden könnten und welche Eigenschaften diese besitzen müssten. Bolívars Vorschlag, nur Militärs und Beamten das Wahlrecht zu erlauben, stieß auf Unmut. Schließlich ließ man alle Bürger zu, die als echte Patrioten angesehen wurden und mindestens fünfundzwanzig Jahre alt waren. Sie kamen ausschließlich aus der Klasse der Besitzenden. Ihr Wahlrecht war an Geschlecht, Besitz und Selbstständigkeit gebunden. Offiziere und höhere Staatsangestellte, die bestimmt wurden, vervollständigten die Delegierten am Kongress. Doch ein Blick auf diese Liste zeigt, welche Männer die Verfassung beschließen würden. Weder der Klerus noch Vertreter der unteren sozialen Schichten nahmen am verfassungsgebenden Kongress teil. Die Kirche wollte man zwar für die republikanischen Anliegen gewinnen, doch diese verhielt sich weiterhin loyal der spanischen Krone gegenüber.

Die Kriegsführung der Revolution erforderte das Talent zum freien Unternehmertum. Das tägliche Geschäft der Anführer bestand nicht nur im Kriegshandwerk selbst. Es galt, die Finanzierung sicher zu stellen, Truppen auszuheben und diese ausreichend zu versorgen. Dabei konnten sich die Anführer auf Steuern kaum verlassen. Die Mittel kamen entweder von Gönnern oder wurden erbeutet.

Simón Bolívar wusste, dass seine politische und militärische Position von einem gewählten Gremium legitimiert werden musste. Auch wenn er seine diktatorischen Vollmachten von den führenden Offizieren übertragen bekommen hatte, erweckte dies den Eindruck einer Militärdiktatur. Doch jede Anschuldigung, eine Diktatur auszuüben, quälte ihn, da er nur die Notwendigkeit sah, die ihn dazu zwang. In schwierigen Zeiten konnte Bolívar die Diktatur aus der Not heraus erklären, doch dauerhaft war es kein befriedigender Zustand. Wenn er auch den Idealen der Aufklärung kritisch gegenüber stand, konnte er sich dennoch nicht als Despot einsetzen lassen. Das war die Politik seines Feindes, nicht aber eines Befreiers.

Der Kongress hatte zwei Ziele: Er sollte die Grundlage für eine politische Körperschaft schaffen und die Bildung einer bürgerlichen Gesellschaft vorantreiben. Doch wie sollte die neue Verfassung beschaffen sein? Zudem wurde sie ja aus dem Nichts erschaffen. Seit seinem Exil in Jamaika hielt Bolívar an der Idee fest, dass nicht die bestmögliche, sondern nur die am besten geeignete Regierungsform in Frage käme. Der Streit zwischen den Föderalisten und Zentralisten lähmte weiterhin jeglichen politischen Fortschritt. Außerdem musste es eine Regierung sein, die allen Rassen und Neigungen entsprach, um so dauerhaft Frieden und Wohlstand zu gewährleisten. Diese spezielle Komponente sollte erstmals bei einer lateinamerikanischen Verfassung berücksichtigt werden. Die Ausgangssituation für eine werdende Nation war nicht nur denkbar kompliziert, sondern auch einzigartig in der Weltgeschichte.

Vom Exil ins Exil

Noch vor ein paar Jahren in seinem Exil in Jamaika war Simón Bolívar dem Selbstmord nahe gewesen. Alles schien damals verloren. Morillo fesselte ab 1815 die nach Freiheit strebenden Kolonien fest mit den Ketten der spanischen Krone. In der Zeit seines ersten Exils war Bolívar nicht nur verarmt und zur Untätigkeit verdammt, auch rückte sein Wunsch an einem verfassungsgebenden Kongress in weite Ferne. Es zeichnete Bolívar aus, dass er fest an die Freiheit glaubte und sich durch keinen

Rückschlag aufhalten ließ. Anstatt aufzugeben, schien Bolívar jeder Rückschritt zu stärken. Doch bis zum Kongress in Angostura stellten sich ihm noch einige Hindernisse in den Weg.

Als Bolívar Jamaika im Dezember 1815 verließ, blieb ihm die Unterstützung Englands verwehrt. Napoleon war aus seiner Verbannung zurückgekehrt und schließlich bei Waterloo endgültig geschlagen worden. Die englische Regierung konnte sich noch immer nicht um die Anliegen der Amerikaner kümmern. Die Engländer verwehrten Bolívar sogar, Waffen in Jamaika zu kaufen. Es erreichte ihn aber ein anderer Hilferuf. Die von den Truppen Morillos belagerte Stadt Cartagena übertrug Bolívar den Oberbefehl zur Verteidigung. Bolívar gelang es nicht, die spanische Seeblockade zu durchbrechen. Die Nachricht über den Fall der Stadt, nach der über hundert Tage andauernden Belagerung, erreichte ihn auf offener See.

Seine Weiterreise glich einer Odyssee. Keinen Hafen konnte er ansteuern ohne Gefahr, verhaftet zu werden. Bolívar wurde auch nicht überall freundlich empfangen, war seine Anwesenheit doch immer mit Schwierigkeiten verbunden. Die Reise führte abermals Exil, diesmal nach Haiti. Dessen Präsident Alexandre Pétion hieß nicht nur Bolívar willkommen, sondern viele Flüchtlinge vom Festland. Er war von der Sache der Unabhängigkeitsbewegung angetan und gab ihnen Zuflucht. Er verstand ihre Situation, da er doch selbst erst kürzlich an einem erfolgreichen Freiheitskampf gegen die Franzosen teilgenommen hatte. Er wusste nur zu gut, im doppelten Sinne, was Versklavung bedeutete. Nicht nur dass sein Land als Kolonie in Abhängigkeit gestanden war, hatten seine Vorfahren als Farbige die Sklaverei am eigenen Leib erfahren.

Das Treffen Bolívars mit Pétion muss denkwürdig gewesen sein. Der eine schwarz, Präsident und frei; der andere weiß, Revolutionär und auf der Flucht. In Haiti konnte sich Bolívar ausreichend über Unterstützung freuen. Sie reichte aus, um eine kleine bewaffnete Truppe von zweihundertfünfzig Soldaten zu rekrutieren. Pétion wollte keine weitere Gegenleistung außer dem Versprechen Bolívars, die Sklaverei in allen von ihm befreiten Ländern aufzuheben. Die Revolutionäre vereinbarten ein politisches Programm, das die Einheit des Volkes, eine zentrale Regierung und die Einberufung eines Kongresses vorsah. So brach Bolívar neuen Mutes in Richtung Festland auf.

Aufhebung der Sklaverei

Bolívars Familie hatte zu den reichsten in Lateinamerika gezählt und natürlich auch eine große Schar an Sklaven besessen. Diese hatte Simón Bolívar aber schon vor dem Beginn der Revolution in die Freiheit entlassen. Seine genauen Beweggründe dafür sind ungeklärt,

es kann also durchaus sein, dass ihm die Verantwortung zur Last wurde und ihn daran hinderte, sich ausschließlich der Revolution zu widmen. Ob es also philanthropische Gründe waren oder einfach nur das eigene Interesse, das ihn zur Befreiung seiner Sklaven bewog, ist nicht geklärt. Jedenfalls wollten die führenden kreolischen Aristokraten weiterhin nicht auf die Vorteile der Sklaverei verzichten. Die Aufhebung der Sklaverei war auch ein wesentliches Anliegen der diversen Verschwörer in den Kolonien gewesen, die sich für soziale Veränderungen eingesetzt und sich auch gegen die Aristokraten gewendet hatten. Nur allzu gerne hätten sie die Befreiung Lateinamerikas auf die jakobinische Methode umgesetzt. Umso mehr wurden sie von den Aristokraten dafür angefeindet. Simón Bolívar durfte also nicht dieselben radikalen Veränderungen fordern wie die Verschwörer. Sein Versprechen gegenüber dem haitianischen Präsidenten Pétion, alle Sklaven in den eroberten Ländern zu befreien, entpuppte sich lediglich als Taktik, um die Mittel zur Rekrutierung von Truppen zu erhalten. Nur diejenigen Sklaven kamen frei, die sich gleichzeitig der Armee anschlossen. Da aber die Revolution nur sehr mäßige soziale Veränderungen in Aussicht stellte, hielt sich die Begeisterung der Sklaven, sich der Armee anzuschließen, in Grenzen. Außerdem war die Lebenserwartung auf dem Schlachtfeld um einiges geringer als auf den Plantagen der Aristokraten. Bolívar griff auf diese Rekrutierungsmethode gerne zurück, um die lichten Reihen seiner Armee aufzufüllen. Dies war nicht im Sinne Pétions, und es bleibt der Zweifel, ob Bolívar bei der Befreiung der Sklaven aus Nächstenliebe oder nicht eher aus materiellen Beweggründen handelte. Insgeheim aber wusste Bolívar, dass eine freie Nation nur funktionieren konnte, wenn alle ihre Teile frei waren. Daher nahm Bolívar die Abschaffung der Sklaverei in seinen Verfassungsvorschlag von Angostura auf. Dieser wurde aber nicht umgesetzt, da die Eliten auf die ökonomischen Vorteile der Sklaverei weiterhin nicht verzichten wollten. Außerdem trugen sie die finanzielle Belastung des Krieges. Bolívar gab in diesem Punkt nach oder setzte sich nicht deutlich genug dafür ein.

Die Landung auf dem Festland

1816 landete die kleine Expedition Bolívars auf der Insel Margarita. Damit schlug die Geburtstunde der dritten Republik. Nicht die Rückeroberung, sondern die Wiederherstellung der Republik wurde als Devise ausgegeben. Bolívar hielt sein Versprechen gegenüber Pétion und erklärte die Abschaffung der Sklaverei. Bei der Befreiung der Sklaven blieb es bei einem Rekrutierungsvorhaben, das auf keinen großen Widerhall stieß. Die meisten verblieben in Sklaverei oder kämpften weiter auf der Seite der Royalisten, die es besser verstanden, sie für ihre Zwecke zu begeistern.

Kleinere Erfolge stellten sich aber für Bolívar ein. Der Krieg hatte eine andere Form angenommen. Es galt, den Feind zu zermürben und nicht mehr zu überrennen. Die Revolutionäre setzten eine Guerillataktik ein. Ihre Armee war noch zu klein, um eine offene Entscheidung zu suchen. Die Spannungen zwischen den Anführern wurde aber immer größer und nun auch als offene Konflikte ausgetragen. Sein ewiger interner Rivale Mariño war nicht mehr bereit, hinter Bolívar zurückzutreten. Die Zusammenkünfte gerieten zu einer Nervenschlacht. Bolívar konnte den Konflikt zwar abschwächen, da er bereit war, für die gemeinsame Sache von seinen persönlichen Ansprüchen zurückzutreten, doch dies war kein dauerhafter Zustand. Bolívars Fehlschlag in der Stadt Ocumare wurde endgültig zum Auslöser einer Rebellion gegen ihn.

In der Stadt Ocumare standen die Revolutionäre angesichts heranrückender spanischen Truppen vor der schwierigen Entscheidung, die Position kampfflos aufzugeben oder aber zu riskieren, aufgerieben zu werden. Sie fühlten sich der gegnerischen Streitmacht nicht gewachsen. Unentschlossen verharrten die Truppen der Revolutionsarmee in ihren Stellungen und warteten auf weitere Befehle. Als Bolívar die Lage für einen Rückzug über das Meer im Hafen inspizierte, musste er feststellen, dass die meisten Schiffe abgelegt hatten. Die Truppen und die Offiziere hatten davon nichts mitbekommen. Bei den Seefahrern, die im Dienste der Revolutionsarmee standen, handelte es sich um Freibeuter. Ihre Kampfmoral hielt sich in Grenzen, auf eine direkte Konfrontation mit den Spaniern wollten sie sich keinesfalls einlassen. Somit war an einen Abzug über das Meer nicht mehr zu denken. Mit den Freibeutern war aber auch die Ausrüstung weg, die Bolívar von Präsident Pétion erhalten hatte. Ein beachtlicher Teil wurde aber, durch die fehlende Zeit, am Strand zurückgelassen. Ein rechtzeitiger Abtransport war nicht mehr möglich. Die Ausrüstung war unbezahlbar und von großer Bedeutung. Die Auswirkungen ihres Verlustes an die Spanier wäre fatal gewesen.

Als die spanischen Truppen immer näher rückten, verbreitete sich Panik unter der Zivilbevölkerung. Der Libertador wurde von der fliehenden Bevölkerung mitgerissen. Die Revolutionstruppen warteten nach wie vor auf Befehle Bolívars, doch der war bereits auf dem Schiff und verließ Ocumare. Für Bolívar war das ein militärisches Fiasko, für seine Rivalen Anlass zur Rebellion gegen ihn. Wer die Ereignisse genau verschuldete, ist ungeklärt. Eine Anekdote berichtet, dass Bolívar es wegen einer Romanze verabsäumt hatte, die Situation rechtzeitig zu erfassen und Befehle zu geben. Bolívar berief sich hingegen auf ein Missverständnis in der Befehlskette. Um einer

bewaffneten Auseinandersetzung unter den Konfliktparteien vorzubeugen, wählte Bolívar erneut das Exil in Haiti.

Vom Exil zum Kongress

Präsident Pétion empfing Simón Bolívar erneut und versprach ihm weitere Hilfe, obwohl die erste Expedition zum Fiasko geworden war. Zudem hatte Bolívar die Abschaffung der Sklaverei, nicht wie versprochen umgesetzt. Den Revolutionstruppen gelang es in Ocumare, den Spaniern zu entkommen. Sie konnten sogar mit Hilfe der Guerillataktik lokal begrenzte Erfolge erzielen. Der Widerstand war in Venezuela nicht gebrochen. Mariño gab die Hauptschuld am Fiasko in Ocumare Bolívar. Er nutzte dessen Abwesenheit und konspirierte gegen den Libertador. Bolívar sollte verhaftet werden. Lieber wäre Mariño gewesen, ihn standrechtlich zu erschießen. Bolívar sollte das gleiche Schicksal ereilen wie der junge Simón Bolívar es für Francisco de Miranda vorgesehen hatte. Damals wollte er, nach dem Scheitern der ersten Republik, Miranda mit der Waffe zur Verantwortung ziehen. Dieser wurde aber dann verhaftet und den Spaniern übergeben. Auch Mariños Pläne stießen auf Widerstand. Simón Bolívar genoss unter den Offizieren immer noch großen Rückhalt. Außerdem verstand er es immer, seine Handlungen als Dienst an der Freiheit glaubhaft zu machen, während die Aktionen Mariños als bloße Machtpolitik erschienen.

Die Offiziere holten Simón Bolívar als Oberbefehlshaber der Truppen zurück. Dies brachte den Konflikt zwischen Bolívar und Mariño auf seinen Höhepunkt. Durch die erneute Unterstützung von Pétion gelang es Bolívar wieder, eine Armee zu rekrutieren. Abermals landete er auf der Insel Margarita. Doch diesmal änderte er die Strategie. Bolívar verzichtete auf den Plan, seine Heimatstadt Caracas zu erobern. Die Eroberung erwies sich als zu schwierig und ihr Scheitern hätte das sofortige Ende des Freiheitskampfes bedeutet. Eine schwere Entscheidung für Bolívar, hing er doch so sehr an der Stadt. Doch konzentrierte er sich vorerst auf den Osten des Landes, die Provinz Guyana und den gewaltigen Strom des Orinokos. Wenn er diese erobern konnte, war sich Bolívar bewusst, würde er damit die lebenswichtigen Nachschubwege der Spanier abschneiden. Der Fluss war nicht nur bis Neu Granada mit Schiffen befahrbar, sondern lieferte auch aus der Landwirtschaft an seinen Ufern lebenswichtige Nahrungsmittel für die Truppen Spaniens.

Auch um seinen Führungsanspruch unter den Anführern wiederherzustellen, änderte Bolívar seine Strategie. Wenn er die Anführer nicht überzeugen konnte, dann

musste er sie unterwerfen. Piar, der neue Anführer der Llaneros, bekam dies zu spüren. Der Farbige widersetzte sich zunehmend den Befehlen Bolívars. Er führte seinen eigenen Krieg, ohne dabei auf die Ziele der Revolution insgesamt Rücksicht zu nehmen. Ähnlich wie Mariño war er nicht weiter bereit, Macht und Ruhm zu teilen, gerade weil er beachtliche Erfolge feiern konnte. Er erwies sich als einer der besten militärischen Führer auf der Seite der Revolutionsarmee, doch mangelte es ihm am Willen zur Unterordnung. Bolívar konnte nicht dulden, dass sich jemand seinen Befehlen widersetzte. Als der Konflikt kein Ende nahm, ließ Bolívar Piar verhaften und erschießen.

Die Drastik dieser Maßnahme gerade gegenüber einem Farbigen wurde Bolívar als Beweis für Rassenvorurteile ausgelegt, aber auch als Indiz für ungezügelte Macht- und Ruhmsucht. Doch offensichtlich hatte es Bolívar mit einem Verbündeten zu tun, der unkontrollierbar geworden war und damit die Revolution im Ganzen gefährdete. Der von Bolívar beabsichtigte Effekt stellte sich ein. Niemand wagte es mehr, sich offen gegen ihn zu stellen. Selbst Bolívars ständiger Rivale Mariño ordnete sich nun unter. Die für Bolívar so wichtige innere Ordnung war vorerst wiederhergestellt. An die Stelle Piar trat Antonio Páez als Führer der Llaneros. Páez sollte sich später allerdings als ein noch härterer Gegenspieler herausstellen.

Die Rede von Angostura

Die Stadt Angostura⁸⁰ zählte zur Zeit der Revolution 6000 Einwohner. Ihre wirtschaftliche Grundlage bildete der gewaltige Strom des Orinokos. Bolívar gelang es durch die Eroberung von Angostura, die Spanier aus dem Hinterland zu vertreiben und damit eine äußerst wichtige strategische Position zu besetzen. Er schnitt damit die lebenswichtigen Nachwuchswege der Spanier ab.

In den Tagen vor dem Kongress diktierte Bolívar seinen Sekretären die für ihn wohl wichtigste Rede. Darin sollt eine politische und gesellschaftliche Grundlage für die Zukunft proklamiert werden. Seine Ideen sollten sich darin verwirklichen. Die Einberufung des Kongresses sollte aber auch manche seiner Mitstreiter besänftigen, die zunehmend Kritik an seinem politischen Führungsstil äußerten. Simón Bolívar wollte die Gelegenheit nutzen seinen Führungsanspruch zu festigen.

Er löste sein Versprechen gegenüber dem haitianischen Präsidenten Pétion ein und forderte die endgültige Abschaffung der Sklaverei. Dieses Mal war die Forderung nicht mehr an Bedingungen geknüpft, sondern das Ideal der Freiheit selbst verlangte von Bolívar diesen Schritt. Es erschien ihm unmöglich, dass sich eine freie Republik auf der Sklaverei

⁸⁰ Anm.: heutiges Ciudad Bolívar

aufbaute. Bolívar forderte auch die Entschädigung der Soldaten durch nationale Güter. Diese hätten im Kampf große Entbehrungen erlitten, daher sei es eine moralische Verpflichtung der neuen Regierung, diese abzugelten.

Der Kongress war einem genauen Prozedere unterworfen. Simón Bolívar legte sein Amt als bevollmächtigter Generalkapitän der Junta zurück. Die Abgeordneten wählten, auf Zuruf Bolívars, Francisco Antonio Zea zum Vorsitzenden. Dieser war einer der „Vorbereiter der Revolution“. Bereits vor dem Beginn des Freiheitskampfes hatte Zea in Neu Granada mit Antonio Nariño gegen die Spanier konspiriert. Sein Ruf als exzellenter Botaniker schützte ihn vor der Haft. Anstatt wie Nariño in Madrid seine Gefängnisstrafe anzutreten, erhielt er dort den Lehrstuhl für Botanik. Nach ein paar Jahren kehrte Zea nach Lateinamerika zurück, um dort den Freiheitskampf zu unterstützen. Es war aber auch derselbe Zea, der sich mit Nariño gegen Bolívar verschworen hatte. Doch es kam zur Aussöhnung zwischen ihm und Bolívar.

Der Vorsitzende Zea zögerte nicht lange und sprach an, was alle Kongressteilnehmer bereits erwarteten: Bolívar sollte weiterhin mit diktatorischen Vollmachten regieren. Einzig und alleine Bolívars heroische Taten und militärische Erfolge begründeten diesen Vorschlag. Dieser aber blieb bei seiner Entscheidung. Er wollte als Bürger zu den Abgeordneten sprechen und nicht als Diktator. So wie es Rousseau in seinem „*contract social*“ vorgesehen hatte, sollte der neue Gesellschaftsvertrag unter freien Bürgern zustande kommen. Um dies zu erreichen, mußte er auf gleicher Augenhöhe mit den Delegierten sprechen. Die neue Verfassung sollte auf keinen Fall von oben diktiert werden.

Prolog

Simón Bolívar eröffnete seine Rede mit dieser Begründung für den Rücktritt von seinen diktatorischen Vollmachten. Bolívar erklärte, wie erleichtert er sei, denn nur unter großen Qualen sei es ihm, der er die Freiheit so liebe, möglich gewesen, dieses schwere Amt auszuüben. Er bekräftigte seinen festen Willen, die Befehlsgewalt dem nationalen Souverän zu überlassen. Die Abgeordneten sollten in weiser Bedachtnahme einen neuen Staat gründen. Nur als freier Bürger könne er zu den Abgeordneten zu sprechen. Im selben Atemzug verteidigte Bolívar aber die Notwendigkeit seiner Vollmachten. Unter Berufung auf den grausamen Krieg und drohende Anarchie wurde er geradezu dazu gezwungen. Es sei aber niemand in der Position ihn dafür zu richten, dass er durch größere Kräfte zu einem Getriebenen der Revolution wurde. Die Schuldigen waren schnell bei der Hand: Die Spanier. Dem Einfluß von Religion, Fremdherrschaft und dem den Kolonien

aufgedrängten Rechtssystem wies Bolívar die alleinige Schuld für die der dritten Republik vorausgegangen Ereignisse zu. Doch die Volksvertreter sollten dennoch über seine Taten urteilen. Sollte das Urteil positiv ausfallen, so mögen man ihm den Titel des guten Bürgers verleihen, der ihm mehr bedeute als der Titel des „Libertador“. Bis zum Tod wolle er Bürger dieser Republik bleiben. Er sei nur ein Bürger wie viele andere, die durch ihre Tugenden befähigt seien, das Volk zu repräsentieren. Für immer lege er die Regierungsgeschäfte zurück, um nur mehr den Streitkräften bei der Verteidigung des Landes zu dienen.

Simón Bolívar beweist sich als exzellenter Redner. Ein weiterer Beweis für seine vielseitigen Talente. Er bemühte sich metaphorisch und rhetorisch die Abgesandten von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, die von seinen Kritikern angezweifelt wurde. Die nationale Notwendigkeit habe seinen Einsatz verlangt und das Ergebnis bestätige ihm seine Vorgehensweise.

Wer konnte über ihn noch ein freies Urteil fällen, wenn sich Bolívar als Spielball höherer Kräfte sah? Auch wenn er sich dem Urteil der Abgeordneten stellte, war es eine rhetorische Finte. Ebenso hätte er den Titel des „Libertadors“ nie gegen den des freien Bürgers eingetauscht. Auch die Selbstopferung für immer seine Ämter niederzulegen und als einfacher Bürger der Republik zu dienen, war Teil einer geschickten Inszenierung. Seine Begründung für seinen Rücktritt folgte sofort: *„La continuación de la autoridad en un mismo individuo frecuentemente ha sido el término de los gobiernos democráticos.“*⁸¹ Hatte sich Bolívar damit zu einem Demokraten entwickelt? Erklärte er sich bereit, freie Volkswahlen einzuführen und damit einen Volkssouverän im Sinne Rousseaus zu etablieren?

Den Grund für Tyrannei und Usurpation sah Bolívar in der Permanenz der Machtausübung. Wenn die Macht zulange in einer Hand konzentriert sei, gewöhne diese sich ans Regieren, die Bürger hingegen daran, ihr zu gehorchen. Die Tugenden für die wahre republikanische Freiheit lägen aber im gerechten Eifer, sich fortdauernden Herrschaften zu widersetzen. Freie und regelmäßige Volkswahlen seien die Grundlage für eine freie Republik.

⁸¹ Doctrina del Libertador; Simón Bolívar: El Discurso de Angostura; S.103; Übers.: „Die Beibehaltung der Autorität in einer gleichen Person war häufig das Ende demokratischer Regierungen.“ Anm.: Quelle wird in weiterer Folge mit „E.D.d.A.“^{“““}, Seitenzahl und Übersetzung angegeben

„Der Mensch ist frei geboren, und überall liegt er in Ketten“⁸² so beginnt Rousseau seinen „*contract social*“. Warum der eine ein Herr der andere ein Sklave ist, darauf wusste Rousseau selbst keine Antwort. Simón Bolívar aber konnte sie geben. Die Schuld lag für ihn bei der Trägheit der Menschen. Es ist die Gewöhnung an den Gehorsam, die sie in die Unmündigkeit treibt. Bewusst oder nicht, teilte er damit Kants These über die „selbstverschuldete Unmündigkeit.“ Simón Bolívar trat damit in die Argumentation der Aufklärer ein. Nur das Prinzip der freien Wahlen, die Souveränität des Volkes, konnte den Fortbestand einer freien Nation sichern. Doch so einfach war es nicht. Ob Bolívar dem Bürger das Vertrauen schenkte, eine funktionierende Regierung auf Grundlage der Volkssouveränität aufzubauen, ist fraglich. Bolívar konnte sich keine moderne Demokratie vorstellen. Schon im „Manifesto Cartagena“ äußerte er sich distanziert und kritisch über den Wählerentscheid. Seine Meinung hatte sich seitdem nicht geändert: „*La esclavitud es la hija de las tinieblas; un pueblo ignorante es un instrumento ciego de su propia destrucción*,“⁸³ Auch Bolívar setzte gerne, wie die Aristokraten, die Demokratie mit der Anarchie gleich. Durch das Fehlen der notwendigen Tugenden, die er für eine demokratische Gesellschaft voraussetzte, konnte er sich nicht vorstellen, dass das Volk in der Lage war, vernünftig eine Regierung zu bilden.

Unter diesen Umständen waren die Gesandten aufgefordert, ihre Entscheidung über die Verfassung sehr behutsam zu treffen. Sie würden das Fundament für die künftige Nation begründen. Dabei sollte jeder Parteigeist beiseite geschoben werden. Die Delegierten sollten ganz Venezuela und nicht ihrer Provinz ihre Stimme geben. Entschieden sie sich falsch, würde am Ende wieder die Sklaverei warten. Eine andere Möglichkeit sah Bolívar nicht.

Notwendigkeit der Freiheit

Bolívar bemühte die Geschichte, um die Situation Venezuelas zu erklären. Er verglich Lateinamerika nach dem Wegfall der spanischen Monarchie mit dem römischen Weltreich nach dem Fall Roms. Die Provinzen bildeten ihrer Lage und ihren Interessen entsprechend Nationen. Doch in Lateinamerika wurde keine Rücksicht auf die Kulturen und Traditionen genommen, die es vor den Spaniern gegeben hatte.

Hier spielt Bolívar auf die indigene Bevölkerung an. Im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten lebten in Lateinamerika die Indigenen entweder in oder am Rande der Gesellschaft. Es fand keine so radikale Isolierung oder Ausrottung wie im Norden statt, wo

⁸² Rousseau, Jean-Jacques: Gesellschaftsvertrag; Reclam Verlag, Stuttgart 2003; S. 5

⁸³ „E.D.d.A.“; S.105; Übers.: „Die Sklaverei ist die Tochter der Finsternis; ein unwissendes Volk ist das blinde Instrument seiner eigenen Zerstörung.“

sich Weiße mit den Indigenen kaum vermischen konnten. Den Umstand, dass die Europäer dennoch die Unterdrückung der Indigenen vorantrieben, führte Bolívar auf den Identitätskonflikt der Amerikaner zurück. Wie in „*La Carta de Jamaica*“ wiederholte er, der Amerikaner sei ein Mittelding zwischen einem Eingeborenen und einem Spanier. Der Konflikt bestehe darin, als Amerikaner geboren zu sein aber nach dem Recht der Europäer zu leben. Dies sei auch der Grund, warum man den Indigenen ihr Eigentum streitig mache und in ständiger Opposition zu ihnen lebe. Der Grund für die soziale Ungerechtigkeit liege einzig und alleine an den spanischen Gesetzen.

Selbst von der aktiven Ausübung von Tyrannei, ein Motiv, das wir ebenfalls aus seinem Jamaikabrief kennen, seien die Amerikaner ferngehalten worden. Sie hatten keinerlei Anteil am politischen Leben und konnten somit keine Erfahrungen sammeln. Dieser Punkt führte aber zwangsläufig zu einem Widerspruch. Die Kreolen konnten zwar keine Tyrannei im Großen ausüben, indem sie sich an der Kolonialherrschaft der Spanier operativ beteiligten, aber zumindest im Kleinen. Fast alle Anwesenden, Bolívar mit eingeschlossen, hatten ihren Reichtum und Wohlstand auf der Sklaverei begründet. Bolívars Vater hatte sogar im Ruf gestanden, seine Sklaven äußerst schlecht zu behandeln. Von den Früchten der Macht und Tyrannei kosteten die Kreolen also sehr wohl. Gegen dieses Argument spricht das damalige Menschenbild, das die Legitimation der Sklaverei in den Naturgesetzen sah. Selbst Bolívar machte eindeutig Unterschiede zwischen den einzelnen Rassen.

Da die Spanier die Amerikaner von sämtlichen politischen Aufgaben fernhielten, waren diese weltfremd und politische Träumer. So waren sie dazu verdammt, die zerstörerischen Eigenschaften ihrer Lehrer zu übernehmen. Bolívar spielte hier zum ersten Mal auf die moralische Kraft an. Ein verkommenes Volk sei prädestiniert, seine Freiheit schnell wieder zu verlieren. Für Bolívar bestand Glück in der Ausübung von Tugenden. Er wirft also seinen Landsleuten den moralischen Verfall vor. Wenn auch die Wurzel in der spanischen Mentalität liegen möge, ist ein Aufbau einer freien Gesellschaft für Bolívar unter diesen Umständen nicht möglich.

Er geht noch einen Schritt weiter: „*Nuestros débiles conciudadanos tendrán que enrobustecer su espíritu mucho antes que logren digerir el saludable nutritivo de la*

libertad.“⁸⁴ Es ist eine Anspielung auf Rousseau, dass die Freiheit zwar nahrhaft, aber schwer verdaulich sei. Bolívar glaubte nicht daran, dass jeder Bürger in der Lage sei, die Republik ausreichend zu stützen.

Wird Bolívar zum Aufklärer oder sucht er einen Anlass für eine autoritäre Regierung? Auf jeden Fall spricht Rousseau aus ihm, wenn er meint, dass der Freiheitstrieb des Menschen von Natur aus gegeben ist. Auch wenn der Mensch in Ketten liege, so sei sein Wunsch nach Freiheit existent. Alle Völker, die bereits ihre Freiheit genossen hätten, würden diese verteidigen und gegebenenfalls zurückerobern. Doch für viele Menschen sei es leichter, die Qualen der Tyrannei zu ertragen, als individuelle und gemeinsame Freiheit im Gleichgewicht zu halten. Dies sei aber nur auf ihre Gleichgültigkeit gegenüber ihren Rechten zurückzuführen.

Demokratie oder Monarchie?

Für Bolívar und die Abgeordneten bedeutete der Kongress vor allem eine Festlegung auf das neue Regierungsmodell. Doch der Streit zwischen Föderalisten, Republikanern und Zentralisten lähmte jeden Fortschritt hin zu einer Einigung. So glorreich manche Monarchien oder auch Demokratien waren, so entsprach keine davon den realen Umständen Lateinamerikas. Bolívar widerstrebte es, eine Monarchie zu installieren, da sich Lateinamerika unmittelbar aus einer befreit hatte. Bolívar erkannte hingegen das Streben nach dem vollkommensten Regierungsmodell an, doch für ihn war die Demokratie nicht fähig, Wohlstand, Macht und Stabilität zu gewährleisten. Die erste republikanische Verfassung in Venezuela hatte nicht den Charakter einer Monarchie. Die Staatsgründer glaubten, dass nur Freiheit, Gleichheit und Unabhängigkeit die nationale Souveränität sichern konnten. Diese Prinzipien wären notwendig, um sich deutlich von den Konstituenten einer Monarchie abzugrenzen. Deswegen hatte man sich auf die Menschenrechte und eine extrem liberale Verfassung geschaffen, ohne aber dabei auf die Wirklichkeit Rücksicht zu nehmen.

Bolívar verdeutlichte hiermit seine Abneigung gegen jede falsch verstandene Toleranz. Schon im „*Manifesto Cartagena*“ gab er dem liberalen Geist die Schuld am Zusammenbruch der Republik. Sein Wissen um die realen Umstände, die in Lateinamerika herrschten, erklärt seine autoritären Züge. Die Verhältnisse gaben ihm Recht. Heute würde Bolívar eher als ein Realpolitiker gelten.

⁸⁴ „E.D.d.A.“ S.105; Übers.: „Unsere schwachen Mitbürger werden erst ihren schwachen Geist stärken müssen, bevor sie den gesunden Nährstoff der Freiheit verdauen können.“

Den Föderalismus betrachtete Bolívar theoretisch als die vollkommenste Regierungsform, doch fehlten den Lateinamerikanern die Tugenden dafür. Die Brüder im Norden besaßen sie, da sie das an sich schwache System solange aufrechterhalten konnten.

Hier könnte man einwenden, dass für Bolívar das vollkommenste Regierungssystem nicht zugleich das stärkste war. In den Vereinigten Staaten werde sehr erfolgreich das föderative System angewandt, da diese auch eine andere Ausgangssituation dafür vorgefunden hatten. Was nicht bedeuten sollte, dass sich die Vereinigten Staaten ihren Weg so einfach bahnen konnten. Auch die Nordamerikaner mussten schwierige Situationen bewältigen, die das föderative System in Frage stellten. Es war genauso ein Lernprozess notwendig, den die Vereinigten Staaten allerdings weitgehend, durch die geographische Lage bedingt und durch die bereits erreichte Unabhängigkeit, ungestört bestreiten konnten. Doch so erfolgreich es dort auch funktionieren mochte, im Prinzip hielt Bolívar das nordamerikanische System für schwach und kompliziert und für Lateinamerika noch viel ungeeigneter als es, wie er sich ausdrückte, das englische für Spanien wäre. Die politischen, bürgerlichen und religiösen Freiheiten Nordamerikas hielt er im Süden für unrealisierbar. Zu tief saß noch das konservativ katholische Denken Spaniens in den Köpfen der Kreolen. Das föderative System der Vereinigten Staaten ermöglichte die größtmögliche Entfaltung des persönlichen Glückes. Die Entwicklung Nordamerikas widersprach Bolívars These. In diesem Punkt unterlief Bolívar eine Fehleinschätzung. Vielleicht drückte er aber auch nur seine persönliche Abneigung gegen das föderative System aus, da er ein anderes Regierungsmodell für Lateinamerika vorzog und sich somit deutlich abgrenzen musste.

Vom Geist der Gesetze

Bolívar berief sich auf Montesquieu⁸⁵, wenn es um Art und Form der Gesetze ging. Diese sollten den Umständen des jeweiligen Landes entsprechen. Wie in der Hegelschen Rechtsphilosophie sind sie für Bolívar nicht bloß etwas von oben herab Gemachtes, sondern hätten Rücksicht zu nehmen auf Religion, Tradition, Neigungen der Bürger, Reichtümer, Bevölkerungszahl, Handel und Gebräuche. Spanisch-Amerika konnte die Verfassung Nordamerikas nicht übernehmen, da die Völker und die geographischen Bedingungen zu verschieden waren. Bolívar forderte nun Gesetze von den Abgeordneten, die den Lateinamerikanern entsprachen. In der ersten Republik waren lediglich Gesetze anderer Länder imitiert worden. Doch so glorreich diese Gesetze auch sein mochten, waren

⁸⁵ Montesquieu: Vom Geist der Gesetze; Reclam Verlag, Stuttgart 1994

sie nicht frei von Fehlern. Außerdem hielt Bolívar fest, dass die Gesetze, da wo es wirklich notwendig gewesen wäre, nicht übernommen wurden.

Während der Präsident der Vereinigten Staaten umfassende exekutive Gewalt ausüben konnte, diese war in seinem Amt konzentriert, hätten die Verantwortlichen der ersten Republik dies entscheidend abgeschwächt. Der Kongress übte zwar ebenfalls exekutive Gewalten aus, übertrug aber die Vollmachten keiner einzelnen Person, sondern einem Triumvirat. Dieses wurde zwar wie im Norden durch periodische Wahlen zeitlich begrenzt, doch teilte sich die Gewalt auf mehrere Personen auf. Wenn diese nicht tagten, konnten keine Entscheidungen fallen. Daher sei es unmöglich gewesen, auf die Angriffe der Spanier rasch zu reagieren. Da sich das System als zu träge erwies, konnte sich keine Einheit, Stabilität und Eigenverantwortlichkeit bilden.

Bolívar entwickelt hier das Konzept des starken Präsidenten. Diesem sollten nicht nur umfangreiche exekutive Gewalten zustehen, sondern auch die Möglichkeit, seiner Politik Kontinuität zu verleihen. Er sollte daher auf Lebzeiten gewählt werden. Die Legitimation für diese umfangreichen Vollmachten sollte die individuelle moralische Statur des Präsidenten sein, die ihn überhaupt zu einem solchen Amt befähigte.

Die Gesetze waren Bolívar zu provinziell und entsprachen nicht der Forderung nach Einheit. Bolívar forderte erneut eine starke zentralistische Macht, die jedem Regionalismus zuvorkam. Außerdem rief er die Abgeordneten auf, Gesetze zu bestätigen, zu reformieren oder abzuschaffen, doch sollten sie stets das Wesen des Volkes dabei bedenken. Bolívar spielte damit auf die Rassenvielfalt an. Der Charakter sei nicht mehr europäisch. Es bestünde eine Vielfalt zwischen Afrikanern und Amerikanern und deren Mischformen. Selbst die Spanier seien durch die maurischen Einflüsse keine eigentlichen Europäer mehr. Daher brauche man Gesetze, die der heterogenen Gesellschaft Lateinamerikas gerecht würden: *„Que los hombres nacen todos con derechos iguales a los bienes de la sociedad, está sancionado por la pluralidad de los sabios; como también lo está que no todos los hombres nacen igualmente aptos a la obtención de todos los rangos.“*⁸⁶

Dies bedeutete Gleichheit vor dem Gesetz, Schutz des Individuums und seines Eigentums. Liberale Gesetze sollten den sozialen und politischen Ausgleich zwischen den Individuen schaffen, deren grundlegende Natur verschieden sei, könnten aber die

⁸⁶ „E.D.d.A.“; S.110; Übers.: „Das die Menschen mit gleichen Rechten an den Gütern der Gesellschaft geboren werden, wurde von den meisten Weisen bestätigt; so aber auch, dass nicht alle Menschen geeignet sind alle Ränge zu erlangen.“

unterschiedlichen Voraussetzungen nicht beseitigen. Daher könnten Gesetze gleiche Bedingungen erzeugen, aber keine Gerechtigkeit. Dies führe schließlich zu einem Konflikt. Das beste Regierungssystem war für Bolívar jenes, das den Bürgern die größte Chance auf individuelles Glück im Verein mit größtmöglicher sozialer Sicherheit und politischer Stabilität bieten konnte. Nur eine republikanische Regierung, die auf Grundlage der Souveränität des Volkes, Gewaltenteilung, bürgerlicher Freiheit basierte, könne dies erreichen.

Bolívar folgte im wesentlichen, wenn es um die Form der Gesetze und um die Gewaltenteilung ging, den europäischen Aufklärern. Der Unterschied bestand aber für ihn darin, dass die heterogene Gesellschaft eigene gesetzliche Bestimmungen benötige. Diese müssen dem Charakter des Volkes, aber auch den jeweiligen Rassen entsprechen. Sonst würden die Gesetze zu einem weiteren sozialen Ungleichgewicht führen. Die Vielfalt des Volkes und ihr Charakter entsprachen aber keinesfalls den Erfordernissen einer republikanischen Regierung europäischen Zuschnitts. Bolívar verwies auf diese speziellen Unterschiede in vielen seiner politischen Schriften. Das von ihm geforderte Regierungssystem benötigte eine spezielle Form, um diese Gleichgewicht der einzelnen Rassen herzustellen.

Bolivarianische Republik

Nicht bloß Gesetze erschaffen einen Staat, für Bolívar waren es fähige Männer, Patrioten und Gebildete. In Angostura forderte er klar die Einführung einer Republik in Venezuela. Diese sollte aber im Aufbau der englischen Monarchie entsprechen. Die Republik wollte er auf zwei Kammern stützen, nur sollte ihr statt dem König ein Präsident vorstehen. Da die englische Monarchie durch feste Regeln geformt worden war und nicht durch die liberalen Auswüchse des Freiheitskampfes, stellte sie somit die beste Grundlage für den neuen Staat dar. Bolívar legte daher den Gesandten nahe, die englische Verfassung zu studieren. Durch die bürgerliche Freiheit, Freiheit der Presse, der Rede und des Gewissens, und die Teilung der Gewalten vereine sie alle Freiheiten, die Bolívar anstrebte. Die Legislative sollte in zwei Kammern organisiert werden; einer Repräsentantenkammer und einem Senat. Die erste basierte auf dem Willen des Volkes und sollte somit weise und kompetent zusammengesetzt werden. Der Senat sollte erblich werden und somit die Grundlage und Seele der Republik bilden. Die Senatoren würden vom ersten Kongress gewählt und durch ihn in ihrem Amt bestätigt werden. Die Befreier und verdienstvollen Patrioten, die so tapfer für die Unabhängigkeit gekämpft haben, hätten das Vorrecht, in den Senat gewählt

zu werden. Die Republik verdankte ihnen ihre Existenz, daher stehe ihre Wahl im öffentlichen Interesse.

Bolívar vernachlässigte in seinem Konzept die Repräsentantenkammer. Diese werde vom Volk nach den Kriterien der Fähigkeit und Weisheit zusammengesetzt, doch viel Vertrauen setzt er in die Volkssouveränität dennoch nicht: *„Todo no se debe dejar al acaso y a la ventura de las elecciones: el pueblo se engaña más fácilmente que la naturaleza perfeccionada por el arte;“*⁸⁷ Ausführlicher widmete er sich dem erblichen Senat. Dieser sollte die eigentliche legislative Kraft bilden und als Gleichgewicht der Kräfte fungieren, indem er eine Vermittlerrolle einnahm. Bolívar führte den ungezügelten Volkswillen, der sich zwangsläufig gegen die Macht stellen würde, als Argument dafür an, dass der Staat ein neutrales Regulativ benötigte. Um die Neutralität dieses Gremiums zu sichern, mußte dieser erblich zusammengesetzt werden. Konstituiert durch freie Wahlen wäre er für Bolívar nur Ausdruck der Wankelmütigkeit des Volkes gewesen. Der Senat sollte aber nicht nur gleichsam die Regierung vor dem Volk, sondern durch ein Vetorecht auch das Volk vor exzessiver Machtausübung des Präsidenten schützen. Den Senatoren und ihren Erben wollte Bolívar größtmögliche Aufmerksamkeit widmen, da sie die zukünftige moralische Kraft bildeten. Falls ein Senator die notwendigen Tugenden von Geburt aus nicht besäße, so sollte ihn Bildung dahin bringen. In einem Kolleg wollte Bolívar die heranwachsenden Senatoren in den Künsten, Literatur- und Naturwissenschaften unterweisen lassen. Schon im Kindesalter sollte ihre Vorbereitung auf die spätere Aufgabe beginnen. Der feine Unterschied zum englischen Adel war die erzieherische Vorbereitung auf dieses spezielle Amt. Bolívar wollte keinen Adel, der wie in England seinen Sitz im Oberhaus nur beanspruchte, sondern eine Elite, die nach allgemein gültigen Regeln für ihre Aufgabe ausgebildet wurde. Bolívars Kolleg ähnelte den Kaderschmieden totalitärer Regimes.

Nach Bolívars Erfahrungen, die er im Bürgerkrieg gemacht hatte, wollte er das Präsidentenamt mit starken exekutiven Vollmachten ausstatten. Um einen Machtmissbrauch vorzubeugen, hing er als Oberhaupt der Regierung stark von seinen Ministern ab. Diese seien den Gesetzen des Staates unterstellt und können sich daher nicht auf ihre persönliche Autorität oder auf die des Präsidenten berufen, wie es unter den örtlichen *Caudillos* üblich war. Die Minister würden persönlich für ihr Handeln

⁸⁷ „E.D.d.A.“; S.115; Übers.: „Alles darf man nicht dem Zufall und dem Glück der Wahlen überlassen: Das Volk täuscht sich leichter als die von der Kunst vollkommene Natur;“

verantwortlich gemacht werden. Zwar hätte der Präsident als Oberbefehlshaber der Armee die Vollmacht, Kriege zu erklären und Frieden zu schließen, wäre aber von der Bewilligung von Finanzmitteln durch das Parlament abhängig. Bolívar hielt fest, dass ein Land wie Venezuela eine starke Exekutivgewalt benötige, wie sie in England oder Nordamerika vorhanden sei. Der Präsident sollte vom Volk oder seinen Repräsentanten gewählt werden, da wollte sich Bolívar noch nicht festlegen. Der Präsident hätte in der Gesetzgebung lediglich eine beratende Funktion. Montesquieu sah eine strikte Trennung zwischen einer repräsentativen Funktion und einem ausführenden Organ vor. Durch die Vermischung der Funktionen und der ausgeprägten exekutiven Vollmachten kam eine strikte Gewaltenteilung, wie Montesquieu sie forderte, nicht zustande. Doch Bolívar beharrte auf einer weit reichenden Autorität des Präsidenten. Dafür sollte das Parlament keinen direkten Einfluss auf die Exekutive haben. Außerdem brauchte der Präsident umfangreiche exekutive Vollmachten, da sich erstens in einer Republik alles gegen die Exekutive verschwöre und die Machtfülle zweitens dem Amt den notwendigen Ruhm und Glanz verleihe. Ein republikanischer Präsident sei isoliert und ständig den Anfeindungen der Gesellschaft ausgesetzt. Diese würde durch ihr zügelloses Verlangen ständig gegen ihn revoltieren. Der Präsident würde aber im Gegenzug auch die Gefahren des Machtmissbrauchs in der Legislative und Judikative und Gesetzgebern eindämmen. Damit begründete Bolívar die Notwendigkeit eines starken Präsidenten. Dass dem Präsidenten exekutive Vollmachten zufallen, sei zwar in den meisten Republiken gegeben, doch Bolívars Präsident besäße eine sehr starke autoritäre Position mit umfangreichen Vollmachten.

Nationale Gesinnung

Die nationale Gesinnung schafft für Bolívar die moralische Grundlage für die werdende Nation. Sie soll den allgemeinen Willen mäßigen und die Staatsgewalt begrenzen. Die Gesinnung erzeuge den notwendigen Ausgleich zwischen dem Verlangen des Volkes und der Machtausübung der Regierung. Nur Praxis und Studium könnten die beiden Pole verbinden und die Spannungen minimieren. In der Volksbildung sah daher Bolívar die Hauptaufgabe der neuen Regierung. Moralische Erziehung sollte die spanische Tradition durch ein neues Denken ersetzen. Moral und Bildung sollten wichtigsten Säulen der Republik bilden. Nur eine Zurückdrängung der spanischen Tradition würde den neuen Amerikaner ermöglichen und zur dringend notwendigen Einheit führen. Nationale Gesinnung bedeutete Einheit: Einheit des Volkes und Einheit des Volkes mit den Gesetzgebern; Bolívar forderte eine Verschmelzung zu einem Ganzen.

Athens Areopag, Roms Zensoren und Sparta dienten für ihn als Vorbild einer moralischen Instanz. Bolívar forderte auch für Venezuela einen Areopag⁸⁸, der die Kinder vor Undankbarkeit und Mangel an Patriotismus und die Bürger vor der Vernachlässigung ihrer Pflichten bewahrte. Wie die Gesetze, sollen moralische Strafen vor Korruption und Sittenverfall schützen. Für Bolívar war der Areopag eine Art heiliges Gericht. Seine Urteile seien zu berücksichtigen und zu schätzen. Aus den Urteilen über den moralischen Verfall der Bürger würde ein Sittenkodex erstellt werden, der als Grundlage für alle moralischen Belange dienen sollte. Volk, Politik und Gerichte hätten sich an diesen Kodex zu halten.

Der Areopag sollte aus verdienten Bürgern und dem Präsidenten gebildet werden. Unterteilt würde er in zwei Kammern zu je zwanzig Abgeordneten. Die erste Kammer sollte für die Moral zuständig sein, die zweite Kammer für die Bildung. Abgeordneten in beiden Kammern müssten mindestens fünfunddreißig Jahre alt sein und republikanische Tugenden besitzen. Beide Kammern sollten getrennt Vorschläge ausarbeiten und diese dem Plenum unterbreiten. Neben dem Präsidenten sollten auch Abgeordnete des Repräsentantenhauses und des Senats Anrecht auf einen Sitz haben. Die Mitglieder des Areopags sollten den Titel „*padres de patria*“⁸⁹ tragen. Ihre Macht wäre unabhängig und absolut. Ihre Zusammenkünfte sollten in der ganzen Republik mit Umzügen und Feiern eingeleitet werden. Dafür sollten kirchliche Zeremonien als Vorbild dienen.

Die erste Kammer sollte die öffentliche Meinung der Republik lenken. Sie bestimmte Moral und Denken. In jährlichen Publikationen sollte ein Sittenkodex erstellt werden, an dem sich die Gesetzgeber, die Richter und das Volk zu orientieren hätten, wobei Frauen und Männer gleich zu behandeln seien.

Die zweite Kammer sollte für die körperliche und moralische Erziehung verantwortlich sein. Diese würde von Beginn an mit den Müttern zusammenarbeiten müssen, um auf die Kinder schon in den ersten Jahren positiv einwirken zu können. Dieser Kammer würden sämtliche Schulen unterstellt, und sie würde beauftragt, in jeder Provinz ein Kolleg zu errichten. In diesem Kolleg sollten junge Menschen von ausgesuchter Tugend und Intelligenz unterrichtet werden, egal welcher Herkunft. Diese sollten nicht nur Lesen und Schreiben lernen, sondern vor allem zu Verantwortung, Respekt vor den Eltern, Respekt vor der Regierung und dem Magistrat, zu Vaterlandsliebe, Gesetzestreue und Arbeitsmoral angehalten werden. Die zweite Kammer sollte die öffentliche Meinung über alle

⁸⁸ Doctrina del Libertador; Simón Bolívar: El Poder Moral; Seite 128 ff.

⁸⁹ Übers.: „Väter des Vaterlandes“

literarischen Belange vorgeben. Ein philosophisches Institut sollte gegründet werden, das eine Vorauswahl der fürs Volk geeigneten Literatur und Ideen treffen sollte. Der Areopag war Bolívars Vorschlag, um das Volk aus seiner Unmündigkeit zu befreien. Dieser Entwurf glich aber eher der spanischen Inquisition als einer aufklärerischen Institution. Es wäre trotzdem interessant gewesen, welche Inhalte Bolívars Areopag ausgearbeitet hätte.

Die Rolle des Bürgers war in Bolívars Republik klar umrissen. Um die Rechtschaffenheit und das Glück zu fördern, sollten Arbeit und Wissen die Leitmotive des neuen Staats sein. Bolívar teilte daher das Volk nach seinen Fähigkeiten in aktive und passive Bürger ein. Nur aktive Bürger hätten das volle Wahlrecht und könnten auch gewählt werden. Dieses System sollte das für Bolívar unbändige Verlangen des Volkes bei Wahlen eindämmen, da nur ein Teil des Volkes wahlberechtigt wäre. Nur männlichen Bürgern mit einwandfreien Tugenden und moralischen Werten wollte Bolívar das Wahlrecht zugestehen. Daher forderte er eine Verknüpfung des Wahlrechts mit den Kriterien des Eigentums und eines Mindestalters. Dieses System hätte bedeutet, dass 90% der Bevölkerung nicht an den Wahlen hätte teilnehmen dürfen.

Simón Bolívar forderte die Abgeordneten auf, seinem Verfassungsvorschlag zu folgen. Der neue Staat sollte dem Vorbild der englischen Monarchie folgen. Ein Repräsentantenhaus und der erbliche Senat bildeten das Kernstück seines Staates. Wobei er mehr Augenmerk auf den Senat legte, da er die Volksmeinung als zu willkürlich betrachtete. Losgelöst vom legislativen Körper sollte der Präsident alleine die exekutive Gewalt ausüben. Die Gewaltenteilung wird durch die Unabhängigkeit der Gerichte abgerundet. Bolívar wollte aber zwischen den Gewalten keine Trennung, sondern eine Harmonisierung erreichen. Für ihn konnte nur ein starker Präsident als beratendes Organ diese Funktion übernehmen. Als Grundlage für die gesetzliche Körperschaft diente der Areopag. Dieser konnte zwar direkt keine Gesetze beschließen, doch seine moralischen Urteile waren absolut bindend.

Der Kongress stimmte gegen Bolívars Verfassungsvorschlag. Lediglich die Funktion des Präsidenten, mit all ihren Vollmachten, wurde übernommen. Der Areopag stieß auf keine Gegenliebe, da er die Abgeordneten zu stark an die Inquisition erinnerte. Doch einen anderen Erfolg konnte Bolívar erzielen: Die Vereinigung von Venezuela und Neu Granada zu Großkolumbien. Für ihn war dies der erste Schritt zu einer kontinentalen Lösung.

Ein neues Kapitel in Simón Bolívars Wirken begann mit dem Kongress von Angostura. Nicht nur, dass er die militärischen Erfolge für den Kampf um Unabhängigkeit gegen die Spanier vorantrieb, Bolívar wurde auch zum Staatstheoretiker. Er war zu einem leidenschaftlichen Verfechter seiner politischen Ideen und der kontinentalen Einheit geworden.

Der Mythos Bolívar

Der Mythos, der sich um Simón Bolívar rankt und bereits die Primärquellen durchdringt, macht eine exakte Aufarbeitung fast unmöglich. Hinzu kommt, dass er je nach ideologischer Richtung anders interpretiert wurde. Das Spektrum reicht von extrem rechts bis zu extrem links. Da Simón Bolívar aber ein Rationalist und Realist war, hätte er sich nicht in eine bestimmte politische Ecke drängen lassen. Er hatte die Fähigkeit, die Probleme der jeweiligen Situation zu erkennen und darauf zu reagieren. Unter diesem Gesichtspunkt glich er eher einem Realpolitiker als einem Ideologen. Er scheute nicht die Konfrontation mit der aristokratischen Oberschicht, wenn es galt, Probleme zu lösen. Dieser Umstand löste aber einen weiteren Konflikt in ihm aus. Durch seine liberale Bildung fühlte er sich der Aufklärung verpflichtet, durch seine Herkunft gehörte er der Aristokratie an. Wenn er soziale Probleme nicht mit dem nötigen Einsatz löste, verdächtigte man ihn der Parteilichkeit. Ebenso, wenn seine Ideen für eine gerechtere Gesellschaft den Vorstellungen der Eliten widersprachen. Sein Denken war aber keineswegs ideologisch wertfrei. Es schlägt eine Brücke zwischen Tradition und Liberalismus. Es beinhaltet Rassenvorurteile genauso wie den Wunsch nach einer freien und gerechteren Gesellschaft. Dies ermöglichte ihm aber auch die Wünsche und Bedürfnisse aller Klassen zu erkennen. Da diese vielfältig und auch entgegengesetzt waren, scheiterte er schon zu Lebzeiten an deren Lösung. In diesem Konflikt behielten von Anfang an die Eliten die Oberhand und prägten die Neuordnung der Gesellschaft und Politik nach der Kolonialzeit.

Seine Ideen veränderten sich mit der Erfahrung und den Ereignissen der Revolution. So konnte es durchaus vorkommen, dass er zu verschiedenen Zeitpunkten unterschiedliche Auffassungen vertrat. Dadurch entstanden Aussagen und Feststellungen, die zueinander widersprüchlich waren. Daher ist es unmöglich, ein genaues Bild seiner Vorstellungen zu zeichnen. Die Bolívarforschung ist noch zu keinem Ende gekommen.

Dem zentralen Leitmotiv seines Lebens blieb Bolívar aber treu. Sein Schwur von Rom zieht sich wie ein roter Faden durch sein Denken und Handeln. Er kämpfte nicht nur für die Freiheit seiner Heimat, sondern eines ganzen Kontinents. Dafür war er bereit, bis zum Äußersten zu gehen, koste es sein Leben. Er setzte sein ganzes Vermögen dafür ein und war bereit, die Entbehrungen zu ertragen, die der Kampf ihm abverlangte. Unermüdlich fand er nach jedem Rückschlag Wege, sich neu zu organisieren. Für die Freiheit kämpfte

er aber nicht nur auf dem Schlachtfeld, sondern auch mit Papier und Feder. Bolívar hinterließ ein umfangreiches Werk an Ideen, wie er den Befreiungskampf führen und die neue Regierung stabilisieren wollte. War das Ziel in Gefahr, opferte er seine persönlichen Interessen oder trat von seinen Machtansprüchen zurück. So sehr fühlte er sich seinen Idealen verpflichtet. Bei allen Vorurteilen oder Anfeindungen, die auf Bolívar zielen, ist ihm der erfolgreiche Kampf für die Unabhängigkeit von Spanien nicht zu nehmen.

Die Freiheit, die er für einen ganzen Kontinent erkämpfte, bildete den Kern der mythischen Verklärung. Seine heroischen Taten überragen seine Niederlagen und wirken bis in die Gegenwart nach. Hinzu kommen Tugenden Bolívars, die allen Schichten und Klassen imponierten. Er war ein Anführer, der stets Seite an Seite mit seinen Truppen kämpfte. Zahlreiche Affären bestimmten sein Leben. Tapferkeit und Mut zeichneten ihn genau so aus wie Großzügigkeit und Strenge. Mit seinen Erfolgen kam auch der Ruhm, den er sich so sehr ersehnte. All diese Umstände führten zu einer mythischen Überhöhung seiner Person.

Anders sieht es aus, wenn man seine Visionen und Ideen über die politische und gesellschaftliche Neugestaltung Lateinamerikas betrachtet. Schon zu Lebzeiten scheiterte er. Bolívar unterlag mit seinen Vorstellungen, wie fast alle Revolutionäre, schon beim Übergang der Revolution zur politischen Konstituierung einer neuen Regierung. Da er und seine Mitstreiter den Kampf aktiv führten, nahm er für sich auch das Vorrecht in Anspruch, den neuen Staat zu gestalten. Wie nach fast allen Revolutionen entstanden dadurch Privilegien, die zu neuem Unmut führten. Aber auch bei der politischen Neuordnung nahm Bolívar einen Sonderstatus ein. Nur George Washington war es vor ihm gelungen als erfolgreicher Feldherr einen Staat aus dem Nichts zu erschaffen. Der nordamerikanische Unabhängigkeitsprozess verlief aber unter anderen Voraussetzungen. Erstens waren die Gesellschaftsstrukturen bei weitem nicht so inhomogen wie die südamerikanischen und zweitens begründeten sich die Ideen der neuen Republik auf dem wesentlich liberaleren Denken des Protestantismus. Daher gelang die Umsetzung einer Republik, die den Idealen entsprach.

Die lateinamerikanische Unabhängigkeitsbewegung unterlag aber anderen Parametern. Beide endeten zwar in der Gründung eines neuen Staates, jedoch erschwerten die unterschiedlichen Wurzeln der Gesellschaft, die spanische Tradition und der vorherrschende Katholizismus diesen Prozess. Alleine diese Tatsachen erforderte neue Wege des Denkens um Probleme zu lösen. Bolívar konnte sich nicht auf die europäischen

und nordamerikanischen Vorbilder berufen. Diese wurden den realen Umständen Lateinamerikas nicht gerecht.

Die meisten Historiker, die sich mit dem Phänomen Bolívar befassten, legten eine falsche Annahme zu Grunde bei der Frage, ob Bolívar ein Philosoph gewesen sei oder nicht. Sie beriefen sich dabei nur auf sein militärisches Wirken, das für sie im Widerspruch zu ihrem Bild eines Denkers stand. Erschwerend kommt die eurozentristische Sicht dazu, dass die Wiege des philosophischen Denkens alleine in der griechischen Antike liege. Die kulturelle Vielfalt Lateinamerikas, deren Wurzeln keineswegs nur in Europa liegen, wird nicht berücksichtigt. Auch, dass die Vernunft universal und keine europäische Erfindung ist, wird dabei gerne übersehen. Da der Begriff des Philosophen nicht nur nach europäischen Kriterien interpretiert werden kann und keine einseitige Definition erlaubt, kann Bolívar auf jeden Fall für sich beanspruchen, ein Intellektueller gewesen zu sein.

Simón Bolívar hatte durch seine Abstammung und Bildung eine eindeutig europäische Prägung. Er erkannte aber die Besonderheiten und die Vielfalt des Kontinents und entwickelte dafür eine neue politische Ordnung und Gesellschaftsform. Für ihn kam keine Umsetzung oder Nachahmung bestehender Systeme in Frage. Er folgte keinen Idealen oder Traumrepubliken, die es erforderten, einen neuen Menschen zu erschaffen. Die Überwindung der spanischen Tradition betrachtete er als Notwendigkeit, da diese die Grundlage für Sklaverei und Zwietracht gewesen war. Er folgte Rousseau und Montesquieu und beanspruchte eine Regierung und Gesetze, die dem Volk, der Natur und dem Klima entsprachen. Diese Absage an einen politischen Idealismus könnte zwar als „nicht philosophisch“ interpretiert werden, entspricht aber einer zentralen Forderung: Die realen Probleme dieser Welt zu lösen, statt Utopien zu verfolgen.

Bolívar folgte dieser Maxime, daher wird man ihm durch eine ideologische Vereinnahmung nicht gerecht. Er forderte das größtmögliche Glück für das Individuum ein. Unabhängig von Rasse und Klasse sollte jeder Bürger ein Anrecht darauf haben. Es wäre ein wichtiger Grundstein für die jungen Nationen gewesen, wenn Bolívar nicht seine Ideale selbst Einschränkungen unterworfen hätte. Auch seine Idee der Gleichheit meinte nicht eine totale Gleichstellung aller Klassen und Rassen. Hingegen hatte er genaue Vorstellungen, wie er den Identitätskonflikt überwinden wollte. Er definierte den

„Amerikaner“ neu. Dies sollte dabei helfen, eine gemeinsame Identität zu finden, die so notwendig für die Einheit war.

Simón Bolívars Konzept des Amerikaners

Die Revolution und Staatsgründung war von der Frage begleitet, auf welcher Identität sich dieser gründen sollte. Anders als in den Ländern Europas und in Nordamerika konnten die Lateinamerikaner sich nicht auf eine gemeinsame Sprache, Kultur oder Tradition berufen. Die herkömmlichen Kategorien einer nationalen Identität griffen nicht. Obwohl sich die Aristokratie auf ihre europäischen Wurzeln, die spanische Sprache und Traditionen berief, wurden diese Ursprünge nicht allen Bevölkerungsteilen gerecht. Die Indigenen konnten sich auf andere Quellen und Tradition stützen. Sie entstammten unterschiedlichen Volksgruppen, deren kulturelle Entwicklung zu verschieden war, um eine Identität konstituierende Gemeinsamkeit zu bieten. Ebenso galt dies für die afrikanischen Sklaven. Ihre Traditionen und Riten unterschieden sie noch einmal deutlich von den Europäern und Indigenen. Auch wenn Spanisch gesprochen wurde, die ursprünglichen Sprachen der einzelnen Volksgruppen waren ganz andere. Es hätte im spanischen Kolonialreich sonst ein babylonisches Sprachengewirr aus europäischen, indigenen und afrikanischen Dialekten geherrscht. Die gemeinsame Sprache begründete sich nicht auf Übereinkunft, sondern kam durch das Diktat der spanischen Eroberer.

Auch die Religion war keinesfalls einheitlich. Auf die erfolgreiche Missionierung ist es zurückzuführen, dass Lateinamerika auch heute noch dem katholisch, christlichen Glauben folgt. Ein Synkretismus aus Naturreligionen, Mythen und Katholizismus ermöglicht einen hohen Grad der Identifikation mit der christlichen Tradition. Doch ebenso wie die Sprache entspricht auch die Religion nicht den Traditionen und Riten aller Bevölkerungsteile. So werden auch heute noch die Götter der alten Inkas oder Azteken verehrt oder afrikanische Naturreligionen praktiziert. Jedenfalls konnten die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten nicht unterschiedlicher sein. Zusammengehalten und geprägt wurde diese heterogene Kultur von einer kleinen weißen Elite, die das ökonomische und gesellschaftliche Leben fest in der Hand hielt. Dies war die Ausgangssituation für die Gründung der Nationen Lateinamerikas, und schwieriger konnte sie nicht sein.

Simón Bolívar musste daher ein Konzept eines Amerikaners entwerfen, dass allen Teilen gerecht wurde. Er sah die Lösung nicht in der Konformität sondern in seiner Vielfalt. Bolívar wollte eine Regierung, die diese Konstellation nicht nur berücksichtigte sondern auch behutsam mit ihr umginge: *„La diversidad de origen requiere un pulso infinitamente*

*firme, un tacto infinitamente delicado para manejar esta sociedad heterogénea cuyo complicado artificio se disloca, se divide, se disuelve con la más ligera alteración.*⁹⁰

Er betonte in seinen Schriften immer wieder, dass der Amerikaner kein Europäer sei. Bolívar siedelte ihn zwischen den ursprünglichen Besitzern des Landes und den europäischen Aggressoren an. Den Begriff Amerikaner fasste er deswegen so weit, damit sich alle Teile in diesem wieder fanden. Es bedurfte schließlich eines grausamen Dekrets, wie „*Guerra a Muerte*“, um sich gegenüber der spanisch-europäischen Identität abzugrenzen. Durch den Feind von außen sollte die Einheit im Inneren gestärkt werden. Hinter der Identität stand aber der Mensch.

Simón Bolívars Konzept des Menschen

Bolívar sandte 1815 einen Brief⁹¹ an den Herausgeber der Zeitung „*Gaceta Real de Jamaica*“. Er trug seine Sicht zu einem Artikel bei, der sich mit der Frage der Identität der Lateinamerikaner auseinandersetzte. Bolívar stellt wie der Verfasser fest, dass nur eine Minderheit rein weiß sei und daher die Identität keine europäische sein könne. Die Mehrheit des großen Kontinents bestehe aus Indigenen und Afrikanern und deren Mischformen. Bolívar bemerkte aber auch, dass die unterschiedlichen intellektuellen und körperlichen Fähigkeiten Schuld daran seien, dass sich die Gleichheit zwischen den Rassen relativiert habe. Dies förderte eine unterschiedliche moralische Gesinnung. Das war also für Bolívar der Grund für Rassendiskriminierung.

Auch wenn Bolívar einer der ersten war, der seine Sklaven befreite, konnte er dennoch nicht aus den Rassenklischees der weißen Oberschicht ausbrechen. Oft wurde ihm die mangelnde Bereitschaft zur Sklavenbefreiung und der Konflikt mit dem farbigen Piar als Rassismus ausgelegt. Seine Position zu Rassenfragen ist bis heute nicht geklärt. Wahrscheinlich erlag er, wie fast alle in seiner Zeit, einem Determinismus, der die Unterschiede zwischen den Rassen als einen Naturzustand hinnahm. Daraus ergaben sich aber Probleme, die einem sozialen Gleichgewicht im Wege standen. De facto wurde die Sklaverei in Venezuela erst im zwanzigsten Jahrhundert abgeschafft. Auch erkämpfte sich die indigene Bevölkerung ihre Rechte sehr spät.

Bolívar scheiterte mit seinen Ideen an den Vorstellungen der Aristokratie. Dies betraf auch einen Teil seiner sozialen Ideen. Sei es die fehlende Bereitschaft, sich für alle soziale

⁹⁰ „E.D.d.A.“; S. 111; Übers.: „Die Verschiedenartigkeit des Ursprungs erfordert eine starke Hand, eine unendlich feinen Takt, um diese heterogenen Gesellschaft zu führen, deren komplizierter Aufbau sich bei der leichtesten Veränderung verschiebt, teilt oder auflöst.“

⁹¹ Bolívar, Simón: *Doctrina del Libertador*; Biblioteca Ayacucho; Venezuela; Seite 75

Anliegen einzusetzen, oder der nicht vorhandene Druck zu Reformen, Bolívars Haltung lässt an der Ernsthaftigkeit seiner sozialen Ideen zweifeln. Für alle Rassen und Klassen beanspruchte er aber, ihren Möglichkeiten entsprechend, die Freiheit.

Simón Bolívars Konzept der Freiheit

Die Aristokratie kämpfte in der Revolution von 1810-24 für ihre Standes- und persönlichen Interessen. Sie forderte das Recht auf Selbstverwaltung. Freiheit bedeutete für sie die unbegrenzte politische Gestaltungsmöglichkeit und ökonomische Vorteile, ohne dabei die bestehende soziale Pyramide aufzubrechen. Dadurch kam es zu einer Konzentration der Macht, ohne dabei wichtige soziale Fortschritte zu leisten. Für Simón Bolívar galt die Freiheit aber als absolut und alle Bevölkerungsteile hatten ein Anrecht darauf, solange es sich um die Freiheit von den Spaniern handelte. Aber auch Bolívar konnte in diesem Punkt seine Herkunft nicht verleugnen. Eine uneingeschränkte Freiheit in der Gesellschaft war für ihn unvorstellbar. Diese würde zugleich in unumschränkte Machtausübung übergehen und am Ende wieder die Versklavung bedeuten. Er strebte einen Ausgleich zwischen Freiheit und deren Kontrolle an. Der Begriff der Freiheit war für ihn etwas Lebendiges und keinesfalls etwas rein Theoretisches. Die Macht sollte begrenzt werden, aber dennoch eine Leitfunktion einnehmen. Sie sollte Interessen und Vernunft fördern. Für Bolívar musste die Freiheit auf jeden Fall in der Verfassung und in Gesetzen definiert werden, um so einem exzessiven Missbrauch Einhalt zu gebieten. Freiheit bedeutete aber nicht Gleichheit.

Simón Bolívars Konzept der Gleichheit

In seiner Rede in Angostura hält Bolívar fest, dass sich in der neuen Republik alle Bürger der politischen Gleichheit erfreuen würden. Auch hier spannt er einen Bogen zwischen dem Grundsatz, dass alle Bürger die gleichen Grundrechte haben, und der Erkenntnis, dass sie aber nicht mit den gleichen Voraussetzungen geboren werden. Nicht jeder hat die Möglichkeit, seine Fähigkeiten zu entfalten, da nicht alle mit den gleichen Talenten ausgestattet sind. Dies begründet er mit dem Naturgesetz, das die Menschen unterschiedlich in „*Temperament, Stärke und Charakter*“ geschaffen habe. Das führt zu einer „*sittliche Ungleichheit*“.⁹² Da der Mensch aber in die Gesellschaft gestellt wird, ist es unumgänglich, einen politischen und sozialen Ausgleich anzustreben. Gerade in Lateinamerika sah Bolívar darin als einen sehr vorteilhaften Ansporn für die Regierung: „*Es una inspiración eminentemente benéfica la reunión de todas las clases en un estado,*

⁹² „E.D.d.A.“; S. 110

*en que la diversidad se multiplicaba en razón de la propagación de la especie. Por este solo paso se ha arrancado de raíz la cruel discordia.*⁹³

Gleichheit war für Bolívar ein nicht angeborenes, sondern durch einen gesellschaftlichen Vertrag erworbenes Recht. Das Erlangen von Rechten und Ämtern war für ihn an Tugenden und Fähigkeiten gebunden. Da diese Rechte von einer Regierung gewährt wurden, könnte man Bolívar unterstellen, hätte sie auch wieder die Möglichkeit, sie dem Bürger wieder zu nehmen. Nur wenn die Gleichheit als ein Grundrecht, außerhalb eines gesellschaftlichen Vertrages, angesehen wird, kann sie als Menschenrecht bezeichnet werden. In der französischen Revolution baute man auf dieses Grundrecht auf und war erfolgreich. In Lateinamerika mündete die Vorstellung von einer erworbenen Gleichheit in ein rechtliches und soziales Missverhältnis.

Simón Bolívars Bedeutung in Lateinamerika

In seinen letzten Lebensjahren war Bolívar von den ewigen Kämpfen um Macht und Einfluss schon sehr gezeichnet. Die neue Elite sah in Bolívar eine Bedrohung. Seine Ideen scheiterten an den regionalen und persönlichen Interessen seiner Mitstreiter. Sein Vermächtnis fiel dementsprechend ernüchternd aus. Einen Monat vor seinem Tod im Dezember 1830 zog er in einem Brief⁹⁴ an General Flores sein Resümee:

- 1) *“La América es ingobernable para nosotros.”*
- 2) *“El que sirve una revolución ara en el mar.”*
- 3) *“La única cosa que se puede hacer en América es emigrar.”*
- 4) *“Este país caerá infaliblemente en manos de la multitud desenfrenada, para después pasar a tiranuelos casi imperceptibles, de todos colores y razas.”*
- 5) *“Devorados por todos los crímenes y extinguidos por la ferocidad, los europeos no se dignarán conquistarnos.”*
- 6) *“Si fuera posible que una parte del mundo volviera al caos primitivo, éste sería el último período de la América.”*⁹⁵

⁹³ „E.D.d.A.“; Seite 111; Übers.: „Die Vereinigung aller Klassen ist ein eminent wohltätiger Ansporn in einem Staat, in dem sich die Vielfältigkeit auf Grund der Fortpflanzung der Rassen vervielfacht hat. Durch diesen einen Schritt wurde die Wurzel der grausamen Zwietracht herausgerissen.“

⁹⁴ Bolívar, Simón: Doctrina del Libertador; Biblioteca Ayacucho; Venezuela; 321

⁹⁵ Ebenda S. 323; Übers.: 1. „Amerika ist unregierbar für uns.“; 2. „Wer der Revolution dient, pflügt das Meer.“; 3. „Das einzige, was man in Amerika machen kann, ist emigrieren.“; 4. „Dieses Land wird unweigerlich in die Hände zügelloser Tyrannen fallen, die allen Farben und Rassen angehören, aber zu unbedeutend sind um sie zu beachten.“; 5. „Verzehrt von allerlei Verbrechen und ausgelöscht durch

Bolívars Brief war von viel Pessimismus und Resignation gezeichnet. Seine Ideen und Visionen waren schon zu Lebzeiten gescheitert. Die kontinentale Einigung war in weite Ferne gerückt. Nicht einmal der Staatenbund Großkolumbiens überdauerte seinen Tod. Dennoch spielten Bolívars Ideen eine große und wichtige Rolle in Lateinamerika. Durch den Freiheitskampf wurde er nicht nur zum Idol gegen Ausbeutung und Unterdrückung, sondern auch zu einer Alternative zu den vorherrschenden Regierungsmodellen. So tauchten Teile seiner Ideen in politischen Programmen immer wieder auf.

Simón Bolívar begründete einen Personenkult, dessen Nachahmung bis in die Gegenwart andauert. Dem Modell der Konzentration der Macht auf eine Person, wie er es in seiner Rede von Angostura forderte, folgten viele Staatsmänner. Die Legitimation für dieses Amt fand Bolívar einzig und alleine in den staatsmännischen Tugenden. Bolívar setzte eine moralische Integrität für das Amt voraus, die Missbrauch ausschließen würde. Auch wenn er für sich diese moralische Kraft beanspruchte, täuschte er sich in vielen seiner Nachfolger. Der Konflikt zwischen Macht und Vernunft stellte viele auf die Probe. Anders als in Europa, wo sich die Macht auf ein starkes Parlament oder Kabinett stützt, konzentrieren sich die Gewalten in Lateinamerika sehr stark auf einzelne Personen. Auch durch die sehr weit reichenden Befugnisse unterscheidet sich das Amt des *Presidente* von dessen europäischen Pendants. Daher kamen immer wieder Diktatoren an die Macht, die mehr oder weniger despotisch regierten.

Bolívar wusste, dass die Tradition, die Gebräuche und Sitten, die zur Ausbeutung und Tyrannei geführt hatten, tief in der Gesellschaft verankert waren. Er versuchte mit dem Areopag ein moralisches Gleichgewicht zu erlangen. Der junge Staat musste auch in den Köpfen entstehen und nicht nur durch eine elitäre Verfassung. Der auch heute noch ausgeprägte Nationalismus in den meisten lateinamerikanischen Ländern ist der Versuch, die Einheit der verschiedenen Volksgruppen zu stärken. Über kurz oder lang wusste aber Bolívar, dass der koloniale Zustand der Gesellschaft keine Lösung bieten würde. Der Mensch sollte nicht neu geschaffen werden, sondern sich weiterentwickeln. Genau dazu sollte der Areopag dienen. Über mögliche Inhalte oder Ziele schwieg Bolívar jedoch. Dies übergab er den Mitgliedern, auf deren auf Grund des Amtes benötigte moralische Tugenden er vertraute.

Gewiss war Simón Bolívar ein aufgeklärter Mensch. Die einzige Instanz, die er anerkannte, war die Vernunft. Anzurechnen ist ihm auch, dass er auf die Bevölkerung aufklärerisch wirken wollte. Der Areopag hatte als Ziel den Ausbau des Schulwesens und

Wildheit, werden uns die Europäer verachten und nicht einmal mehr erobern wollen.“; 6.; „Wenn es möglich ist, dass ein Teil der Welt ins primitive Chaos zurückkehrt, es wäre die letzte Periode Amerikas.“

der Universitäten. Da die Eliten aber lediglich an einen Austausch der Herrschaftsverhältnisse dachten, stieß seine Bildungsoffensive bei ihnen auf starken Widerspruch. Das Scheitern des Reformwillens an persönlichen und regionalen Interessen prägt auch heute noch das politische Geschehen in Lateinamerika. Korruption und Machtmissbrauch sind alltäglich. Bolívar sah dies in seinem Vermächtnis voraus.

Simón Bolívars Regierungsmodell hat starke autoritäre Züge. Nicht nur, dass er durch seine Veranlagung dazu neigte, erforderte es aber auch die damalige Situation. Die Zeit Bolívars wirft die Frage auf, ob die Demokratie unter allen Umständen die beste Regierungsform ist. Bedarf es nicht spezieller Tugenden für eine demokratische Gesellschaft? Oder verhält es sich so, wie Bolívar bereits feststellte, dass die Regierungsform der Zeit, den Menschen und den Umständen entsprechen muss? Demokratie ist kein Grundrecht, sondern beruht auf politischer Einsicht und einem gesellschaftlichen Konsens, der stets erneuert werden muss. Welchen allgemeinen Stellenwert hat Demokratie für die Gesellschaft, wenn diese von außen aufgesetzt wurde und nicht historisch gewachsen ist? Wenn wir uns darauf einigen, dass die Demokratie das bestmögliche Regierungsmodell ist, um das größtmögliche Glück zu fördern, so setzt dies aber auch die Entscheidung einer Mehrheit voraus, die sich das wünscht. Es ist aber zugleich die Einsicht nötig, dass mein persönliches Glück nicht über einem anderen stehen kann. Solange aber uneingeschränkt egoistische Interessen im Vordergrund stehen, ist an Demokratie nicht zu denken. Auch Bolívar hatte seine Vorbehalte: *„Sólo la democracia, en mi concepto, es susceptible de una absoluta libertad; pero, ¿cuál es el gobierno democrático que ha reunido a un tiempo, poder, prosperidad y permanencia?“*⁹⁶ Diese Kritik bekräftigte Bolívar 1822 in einem Brief an General Santander, in dem er meinte, dass die Volkssouveränität nicht grenzenlos sein kann. Bolívar versuchte den Volkswillen in ein Gleichgewicht zur politischen Macht zu setzen. Wie die Macht, kann sich auch der Volkswille ins Grenzenlose steigern.

Bolívar wollte die Länder Lateinamerikas „mit strenger Hand“ in die Zukunft führen. Dafür wurde er zu Recht oder Unrecht von allen Seiten angefeindet. Gescheitert ist er an seinen Mitstreitern, die mit denselben autoritären Strukturen lediglich ihre persönliche Macht durchsetzten. Gegen Bolívar spricht allerdings, dass er sein System nicht als einen bloßen Übergang betrachtete. Wenn die Diktatur als Notwendigkeit durch die äußeren

⁹⁶ „E.D.d.A.“; S. 107; Übers.: „Nach meinem Konzept ist nur die Demokratie zur absoluten Freiheit fähig; aber wo ist die demokratische Regierung, die gleichzeitig Macht, Wohlstand und Kontinuität vereinigt.“

Umstände legitimiert wird, wird sie durch die Beseitigung dieser Umstände obsolet. Bolívar setzte aber nicht viel Vertrauen in die Volkssouveränität. Er erkannte die Notwendigkeit der Aufklärung, stellte aber kein adäquates Zukunftsmodell in Aussicht, das auf den Grundsätzen der Gleichheit, Gerechtigkeit und Freiheit beruhte. Durch seinen Tod wurde ihm aber auch die Gelegenheit genommen, seine Ideen weiterzuentwickeln. Daher ist es fraglich, ob es bei diesen starren Strukturen geblieben wäre.

Wegen des Ausbleibens von sozialen Reformen bezeichnet man die lateinamerikanische Revolution als eine unvollendete. Sie verlief, gar nicht im Sinn von Robespierre, als eine „*Revolution ohne Revolution*.“ Die Eliten setzten ihre Ziele um, ohne dabei auf die unteren Klassen Rücksicht zu nehmen. Aus diesem Grund bildeten sich immer wieder neue Bewegungen, die gegen die soziale Ungerechtigkeit ankämpften. Lateinamerika wurde ein Kontinent der politischen Extreme. Diktatoren auf der einen Seite, Guerillas auf der anderen prägten die politische Landschaft. Bolívar dagegen wollte Volkswillen und Macht in ein Gleichgewicht setzen.

Durch seine Schriften wurde Bolívar zum Propheten. Schon in seinem Jamaikabrief erahnte er die Entwicklung vieler Länder Lateinamerikas. Viele Strukturen haben sich seit der Revolution bis heute nicht geändert. Daher ist es unumgänglich, die Zeit Bolívars und die Revolution von 1810-24 weiter aufzuarbeiten. Ebenfalls erkannte er die Rolle der Vereinigten Staaten. Die konföderative Form entwickelte sich, als eine kritische Größe erreicht war, zu einem Imperium. Seit der „Monroe-Doktrin“ erstreckt sich die Macht Nordamerikas in den Süden und baute auf die regionalen und persönlichen Machtinteressen auf. Der „Hinterhof“ Nordamerikas hatte es dadurch ungleich schwerer, sich zu emanzipieren, denn er durfte lediglich als Rohstoffproduzent für den reichen Norden dienen. Simón Bolívar setzte mit der Anerkennung der kulturellen Vielfalt und einer nationalen Identität den ersten Grundstein für ein freies und gerechteres Amerika, und er erkannte, wie wichtig ein freies Amerika für die Welt war: „*La libertad del mundo está dependiente de la salud de América*.“⁹⁷

Ausblick

Bolívar und die Zeit der Revolution werfen verschiedene Fragen auf. Zum einen stellt sich durch den Verlauf der Revolution die Frage, wie es mit den Grundrechten der Menschen

⁹⁷ Brief: Simón Bolívar an Sir Robert Wilson; 15. Nov. 1824; Übers.: „Die Freiheit der Welt ist abhängig von der Gesundheit Amerikas.“

steht, wenn diese einem als höher bewerteten Ziel im Wege sind. Dürfen Systemwechsel so radikal vonstatten gehen, wie dies in der französischen Revolution oder der lateinamerikanischen Unabhängigkeitsbewegung der Fall war? Welche Ziele sind es wert, dass so viele Menschen geopfert werden? Das Verhältnis zwischen Menschenrechten und absolut gesetzten politischen Ideen ist stets zu hinterfragen. Die Welt wird wahrscheinlich noch viele Systemwechsel erleben, die mehr oder weniger radikal verlaufen werden. Allerdings werden sich Ziel und Methode stark unterscheiden.

In einem globalen Kontext stellt sich, im Zusammenhang mit dieser Arbeit, die Frage, wie es sich mit dem Transfer von Werten verhält. Wie werden Staaten behandelt, die unterschiedliche politische und gesellschaftliche Ziele verfolgen? Ist es legitim einem anderen Staat fremde Werte aufzudrängen? Solange sie keine anderen Länder überfallen oder das Gleichgewicht in der Welt destabilisieren, sind die jeweilige nationale Gesinnung und das politische System zu respektieren. Der Tyrannenmord ist genauso eine nationale Angelegenheit wie das fehlende Verlangen, in einem demokratischen System zu leben. Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit können nicht von außen in andere Länder getragen oder mit Bomben herbei gezwungen werden. Bietet Bolívar nicht eine Lösung, in dem er Respekt und Anerkennung der Vielfalt fordert, solange die eigene Integrität dabei nicht verletzt wird?

Auch in den westlichen Ländern wird sich die Frage über Identität und Regierungsformen stellen. Durch den Rückgang der Geburtenraten und die zunehmende Zuwanderung wird sich zwangsläufig auch ein Diskurs über eine nationale Identität einstellen. Auch die abnehmende Wahlbeteiligung rüttelt an den Grundfesten der Demokratie. Kann man noch von Mehrheitsentscheidungen sprechen bei einer Wahlbeteiligung von unter 50 Prozent? Wo und wann sind die Grenzen erreicht? Was passiert wenn die Teilnahme an demokratischen Prozessen an Bildung oder Einkommen geknüpft werden? Keineswegs ist die westliche Hemisphäre vor diesen Problemen sicher. Wir werden uns wie Bolívar die Frage stellen müssen, welche moralischen Tugenden für ein demokratisches System Voraussetzung sind.

Diese Arbeit deckt nur die Ideen Bolívars bis 1819 ab. Zu diesem Zeitpunkt war die Revolution noch nicht beendet. Schon in Angostura scheiterte Bolívar an der Umsetzung seiner Pläne. Die erste Verfassung, die eindeutig seine Handschrift trägt, ist die von Bolivien. Diese ist kein Bestandteil der Arbeit mehr, da dies nicht nur ihren Umfang

sprengen würde, sondern auch Gegenstand einer eigenen Untersuchung sein müsste. Ausgehend von der Verfassung Boliviens wäre es interessant zu verfolgen, wie sich die Ideen Bolívars bis zu seinem Tod weiterentwickelt haben und ob und wie sie in anderen politischen Programmen umgesetzt wurden. Hugo Chávez schöpfte für seine „*Bolivarianische Revolution*“ aus den Ideen Bolívars. Seine politische Bewegung ist für viele ein Symbol für den längst überfälligen Emanzipationsprozess Lateinamerikas. Präsident Hugo Chávez kämpft für soziale Veränderungen und die Einheit und Solidarität der Länder Lateinamerikas. So wie Simón Bolívar ist auch er umstritten.

Der Diskurs über die nationale Identität in Lateinamerika ist noch nicht abgeschlossen. Hinzu kommt, dass durch die Globalisierung, die Weiterentwicklung der Medien etc., die ohnehin nicht geklärte Frage der Identität jetzt noch komplizierter zu beantworten ist. Die Frage, inwieweit Bolívars Ideen dafür eine Grundlage bieten können, wird sich zwangsläufig stellen müssen.

Anhang

Bibliographie

Primärquellen:

- Bolívar, Simón: Doctrina del Libertador; Caracas, Biblioteca Ayacucho; Venezuela
- Bolívar, Simón: Rede von Angostura; hg. von Sabine Groenewold; Hamburg; Europäische Verlagsanstalt; 1995
- König, Hans Joachim: Simon Bolívar: Reden und Schriften zu Politik, Wirtschaft und Gesellschaft; Hamburg; Institut für Iberoamerikakunde; 1984

Biographien:

- Lynch, John: Simón Bolívar A Life; New Haven and London; Yale University Press; 2006
- Madariaga, Salvador de: Bolívar; übersetzt v. Helmut Lindemann; Stuttgart; Deutsche Verlag Anstalt; 1961
- Masur, Gerhard: Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas; Konstanz; Südverlag; 1949

Sekundärliteratur:

- Bentham; Jeremy: Colonies, Commerce, and Constitutional Law; Rid Yourselves of Ultramarina and Other Writings on Spain and Spanish America; in: The Collected Works of Jeremy Bentham; Oxford; Clarendon Press; 1995
- Galeano, Eduardo: Die offenen Adern Lateinamerikas. Die Geschichte eines Kontinents; Wuppertal; Perter Hammer Verlag; 18. Auflage 2005
- Kahle, Günter: Simón Bolívar und die Deutschen; Dietrich Reimer Verlag 1980
- Kossok, Manfred: Kolonialgeschichte und Unabhängigkeitsbewegung in Lateinamerika in Ausgewählte Schriften Band 1; Leipzig; Leipziger Universitätsverlag; 2000
- Kossok, Manfred: Vergleichende Revolutionsgeschichte der Neuzeit in Ausgewählte Schriften Band 2; Leipzig; Leipziger Universitätsverlag; 2000

- Krumpel, Heinz: Philosophie in Lateinamerika; Berlin; Akademie Verlag; 1992
 - Krumpel, Heinz: Aufklärung und Romantik in Lateinamerika; Frankfurt am Main; Europäischer Verlag der Wissenschaft; 2004
 - Marx, Karl: Die Bourgeoisie und die Konterrevolution; in MEW Band 6; Berlin; Dietz Verlag; 1982
 - Marx, Karl: „Bolívar y Ponte“ in MEW Band 14; Berlin; Dietz Verlag; 1964
 - Montesquieu: Vom Geist der Gesetze; Stuttgart; Reclam Verlag; 1994
 - Rousseau, Jean-Jacques: Gesellschaftsvertrag; Stuttgart; Reclam Verlag; 2003
 - Salcedo-Bastardo, J.L: Bolívar, A Continent and its Destiny; Edited and Translated by Annella McDermott; New Jersey; Humanity Press; 1977
 - Trend, J. B.: Bolívar and the Independence of Spanish America; London; Hodder & Stoughton Limited for the English Universities Press;
 - Zeuske, Michael: Francisco de Miranda und die Entdeckung Europas; Hamburger Ibero-Amerika Studien; hsg. von Horst Pietschmann; Münster, Hamburg; Universität Hamburg 1995
- Zeuske, Michael: Kleine Geschichte Venezuelas; München; Verlag C.H.Beck; 2007

Nachschlagewerke:

- Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften; Hamburg; Felix Meiner Verlag; 1990
- Historisches Wörterbuch der Rhetorik; hsg. von Gert Ueding; Tübingen; Max Niemeyer Verlag; 2003
- Metzler Philosophie Lexikon; Begriffe und Definitionen; hsg. Von Peter Prechtel und Franz-Peter Burkhard; Stuttgart – Weimar; Verlag J.B. Metzler, (2.Auflage); 1999

Briefe Bolívars:⁹⁸

Brief: Simón Bolívar an Simón Rodríguez; 19. Jänner 1824:

URL: http://www.Bolívar.ula.ve/cgi-win/be_alex.exe?Acceso=T011900001612/0&Nombrebd=BOLÍVAR&Sesion=1879048104&Destacar=Simón;Rodríguez; (eingesehen 18.6.2008)

Brief: Simón Bolívar an Santander; 1. November 1819

URL: http://www.Bolívar.ula.ve/cgi-win/be_alex.exe?Acceso=T011900000964/0&Nombrebd=BOLÍVAR&Sesion=444596312&Destacar=santander (eingesehen 27.6.2008)

Brief: Simón Bolívar an Pedro Gual; 15. Februar 1819

URL: http://www.Bolívar.ula.ve/cgi-win/be_alex.exe?Acceso=T011900000164/0&Nombrebd=BOLÍVAR&Sesion=148897880&Destacar=gual; (eingesehen 20.7.2008)

Brief: Simón Bolívar an Sir Robert Wilson; 15. Nov. 1824;

URL: http://www.Bolívar.ula.ve/cgi-win/be_alex.exe?Acceso=T011900001698/0&Nombrebd=BOLÍVAR&Sesion=2099052456&Destacar=wilson; (eingesehen 20.08.2008)

⁹⁸ Anm.: Da die URL-Adressen oft nicht erreichbar waren, sind für die Überprüfung der Quellen, bei jedem Brief Datum und Empfänger angeführt.

Internetquellen:

La Carmañola Americana

URL: <http://www.histal.umontreal.ca/pdfs/La%20carmañola%20americana.pdf>

(eingesehen 25.06.2008)

Simón Bolívar; Biographie, Briefe und Dokumente:

URL: <http://www.cervantesvirtual.com/servlet/SirveObras/79150596101682496754491/index.htm> (eingesehen 16.05.2008)

URL: http://www.pacocol.org/es/Biblioteca/001_Bolívar/index.htm (eingesehen 6.6.2008)

URL: <http://www.Bolívar.ula.ve/index.htm> (eingesehen 2.5.2008)

URL: <http://www.Simón-Bolívar.org/Bolívar/index.html> (eingesehen 16.6.2008)

Andres Bello:

URL: <http://www.ibe.unesco.org/publications/ThinkersPdf/belloe.pdf> (eingesehen 7.7.2008)

Karl Marx: „Bolívar y Ponte“:

URL: http://www.mlwerke.de/me/me14/me14_217.htm (eingesehen 15.7.2008)

Jeremy Bentham

URL: <http://proyectobentham.blogspot.com/2008/02/Cartas-de-bolvar-bentham-1827.html> (eingesehen 18.5.2007)

UNESCO

URL: http://www.unesco-heute.de/0903/mow_liste.htm (eingesehen 15.08.2008)

Summary

Simón Bolívar led the peoples of Latin America to freedom. His historical importance is undeniable. To make him the subject of a philosophical thesis, however, seems to be a daring project. Latin America's independence means much more than just freedom. Moreover, it helped to found nations and shape societies. Simón Bolívar is a key figure and within this development cannot be reduced to his military achievements: He was a visionary and mentor of a free America.

The founding fathers of the nations had to deal with the difficult legacy of colonialism. Centuries of dependence, intolerance, and struggle for power and influence made the process of becoming a nation even more difficult. In order to understand present-day Latin America it is crucial to take the revolutionary period of 1810-24 and the way of thinking of its protagonists into consideration.

The Latin American revolution had its predecessors in the North-American War of Independence 1775-83 and the French Revolution 1789. The known world changed fundamentally following the principles of freedom and equality. The revolutions were advanced ideologically by European enlightenment, which, however, found its limitations in Latin America. Due to preconditions by far too different it was simply not possible to completely adopt European ideas and strategies. The most serious difference against Europe was the inhomogeneous structure of the population. Europeans, Creoles, African Slaves, and Indigenous people were living together in a society, not determined by social classes alone but also by racial discrimination. These conflicts have never stopped to accompany the philosophical discourse about identity and are continued even today. Even if the continent is considered to be part of the western hemisphere, its roots are by no means distinctly European.

Although Bolívar was leading the struggle for freedom he was a member of the aristocratic upper class, which considered independence a way to gain economical advantage. He was forced to compromise to establish continuity and stability in the newly found nations. He walked a thin line between being a politician longing for power and his role as visionary. His historical importance is therefore still debated: Idol and freedom fighter on the one hand, dictator on the other hand.

Bolívar is still present in today's politics and society in Latin America. His statues can be seen in many villages. Public institutions such as schools and hospitals carry his name.

You can pay with the „Bolívar“ in Venezuela, and Bolivia was named after him. Both political extremes, the left as well as the right, use him to their advantage. Almost all the dictators of Latin America referred to him as a role model and justified their authority in reference to Bolívar. It would, however, be too simple to blame him for all the social and political problems of post-colonial America that still remain unsolved until the present day. He himself often failed trying to establish his ideas due to opposing regional interests.

It was President Hugo Chavez' Bolivarian revolution, which was based on the works of Bolívar, which newly focused European attention on Bolívar again.

It is disputed whether he, aside from leading the colonies to independence, has also been a social reformer or if he simply represented aristocratic interests. The lack of an agrarian reform and his attitude towards slavery feed the speculation that he was merely interested in an exchange of the ruling classes. He also played a historical role when it comes to the notorious use of violence in Latin America. Bolívar had turned the revolution into one of history's bloodiest spectacles.

Bolívar as a phenomenon cannot be considered a closed subject for scholars. The many myths about him make the process of historical analysis even more difficult. The various circumstances do not allow an exact categorization. It is, nevertheless, essential to see Bolívar and the revolution as a vital part of Latin American political philosophy in order to understand the political and social structures of modern day Latin America.

Resumen

Simón Bolívar ha guiado a los pueblos de América Latina hacia la libertad. Su importancia histórica es incuestionable. A pesar de ello el hecho de ponerle en el centro de un trabajo filosófico parece a primera vista atrevido. Pero la Independencia de América Latina significó más que mera libertad. Con ella se fundaron naciones y se formaron sociedades. Reducir a Simón Bolívar a sus capacidad militar no cumple con su papel clave: Fue también visionario y pensador previo de una América libre.

Los fundadores del estado tuvieron que superar la difícil herencia de la colonia. Siglos de dependencia, de intolerancia, luchas por el poder y por la influencia hicieron difícil el proceso de la formación de la nación. Para entender el presente de América Latina, son decisivas la época de la Revolución 1810-24 y el pensamiento de sus protagonistas. A la Revolución de América Latina preceden la Guerra de la Independencia de 1775-83 y la Revolución Francesa de 1789. Bajo la bandera de la libertad y igualdad el mundo se cambió fundamentalmente. Ideológicamente, las revoluciones fueron impulsadas por la Iluminación europea, pero ésta llegó en América Latina a sus límites. Los requisitos eran demasiado diferentes para poder adoptar ideas y estrategias completamente. La diferencia con Europa más grande era la estructura inhomogénea de la población. Europeos, criollos, esclavos africanos, indígenas y sus mezclas vivían en una sociedad marcada no solo por el pensamiento en clases sociales sino también por la discriminación de razas. Estos conflictos entrelazados han acompañado hasta el presente el discurso filosófico sobre la identidad en América Latina. Aunque el continente se considera como parte del hemisferio occidental, sus raíces culturales no son de ninguna manera netamente europeos.

Bolívar ha guiado la lucha por la libertad pero él mismo dependió de la sociedad aristocrática que apostaba por un provecho económico de la independencia. Estaba forzado de contraer compromisos a fin de asegurar estabilidad y continuidad de estados jóvenes. Así, la línea divisoria entre visionario y político de poder se desdibuja. Por esta razón su importancia histórica es todavía controvertida: para muchos ídolo y héroe de libertad, para otros sólo un dictador.

La presencia de Bolívar en la política y la sociedad es hasta nuestros días ineliminable. Sus estatuas se encuentran en localidades innumerables. Establecimientos públicos como colegios y hospitales llevan su nombre. En Venezuela se paga con “El Bolívar”, el Estado de Bolivia fue nombrado por él.

Politicamente fue ocupado tanto por la derecha como por la izquierda. Casi todos los dictadores de América Latina le invocaban y justificaban su poder remitiendo a Bolívar.

Sin embargo, sería demasiado fácil echar a Bolívar la culpa por los problemas que siguen persistiendo hasta el presente, porque él mismo fracasó en la realización de sus ideas por intereses de poder regionales. A más tardar después de la Revolución Boliviana del presidente venezolano Hugo Chávez que nace de la obra de Bolívar, despertó de nuevo el interés europeo.

Es discutido si fue también reformador social o si representaba solamente los intereses de los aristócratas. Una reforma agraria faltante y su actitud frente a la esclavitud dejan sospechar que sólo ambicionó un cambio de la clase social dominante. También contribuyó a una “habitación histórica a la violencia”. La revolución manejada por Bolívar se convirtió en uno de los espectáculos más sangrientos de la historia.

Scientificamete el fenómeno de Bolívar no se ha explotado completamente porque muchos mitos que rodean su persona hacen difícil una elaboración cuidadosa. Todas estas circunstancias hacen difícil una posición exacta. Sin embargo, para entender las estructuras políticas y sociales del presente, es imprescindible colocar a Bolívar y la revolución en la historia de ideas de América Latina.

LebenslaufName: **Robert Stingl**

15.10.1975	Geboren in Salzburg
1982 – 1999	Besuch der Volk- und Hauptschule; Erfolgreicher Abbruch der HTL für Bautechnik; Besuch des Abendgymnasiums für Berufstätige in Salzburg
1999 Juni	Matura
1999 Okt.	Umzug nach Wien; Beginn mit dem Studium: Philosophie; Film-Theater- und Medienwissenschaft
2000 – 2002	Regieassistenzen am Theater
2001 – 2007	Tutoren und Assistenz Tätigkeit für Prof. Dr. Rainer M. Köppl am Institut für Theater-, Film-, und Medienwissenschaft in Wien
2002 -2008	Regie und Autorentätigkeiten in der österreichischen Kleinkunstszenen; Ton- und Lichtregie
2003 – 2006	Projektmitarbeiter der Elearning Plattform Eloise
2003 – 2007	Spanischkurse am lateinamerikanischen Institut Wien
2003 – 2008	Mehrere Reisen nach Venezuela, Kuba, Peru, Ecuador, Panama und Guadelope
2006 – 2007	Projektmitarbeiter Move
2008	Assistenz Tätigkeit für Gastprofessor Manuel Velazquez am Institut für Philosophie in Wien

Wissenschaftsschwerpunkte:

Lateinamerikanische Philosophie; Staats- und Rechtsphilosophie;
Jüdische Philosophie; Interkulturelle Übersetzung